

♣Bavar.♣

307

xx





Bavar.

Berthold

307 ^{xx}₁

Dif +

S

Bayerische Staatsbibliothek



<36654844400018

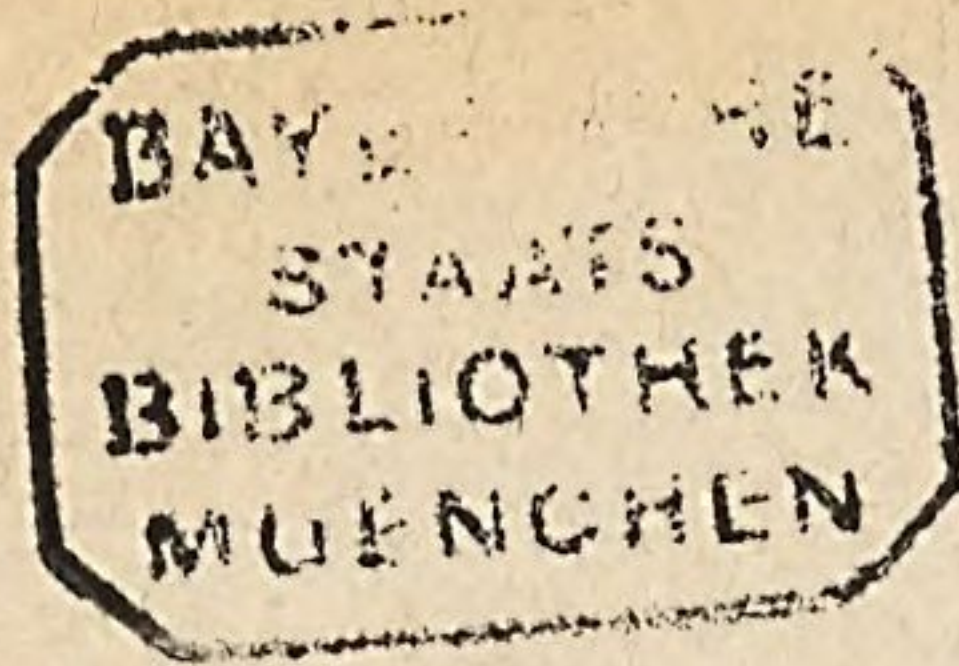




Separatabdruck
aus Heft XV der „Mitteilungen des historischen Vereines der Pfalz“.

(1891)

Gerold. n. 2131



VI.

Biel, Becher und Weiss,

drei

pfälzische Volkswirte.

Von

Georg Berthold,

Ratsaccessist und Kgl. Rechnungskommissär.

Der Handel der heutigen Pfalz war im Mittelalter und in der neueren Zeit bis zur französischen Herrschaft fast ausschließlich angewiesen auf die natürlichen Verkehrsstraßen und konzentrierte sich hiernach größtenteils am Rheine. Künstliche Verkehrswege waren im großen Stile nirgends vorhanden. Man behalf sich mit den Überresten der Römerstraßen.¹⁾ Erst unser Jahrhundert brachte nach der Beseitigung der Kleinstaatserei einen Umschwung und diesen allerdings in kaum geahntem Maße.²⁾ Wie gering früher das Interesse der heutigen

¹⁾ Ein Beispiel von Straßenbau im Mittelalter in der heutigen Pfalz findet sich in der Urkunde vom 14. August 1318 in Remling, Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speyer, Band I, S. 494, die Wege von Speier zur Lufsheimer und Rheinhauser Überfahrt betr. Die Kosten für deren Wiederherstellung sollten dadurch aufgebracht werden, daß während 10 Jahren jedes passierende Viergespann 2 Heller und jedes Zwei- und Eingespann 1 Heller Weggeld zu zahlen hätte. Der Wegbau wurde vom 25. Juni 1293 von der Geistlichkeit und dem Stadtrat zu Speyer beschlossen und für denselben eine Bauzeit von 10 Jahren in Aussicht genommen. Doch war 1318 der Weg nach Rheinhausen noch nicht fertig. — Siehe Remling, a. a. O. S. 399, Hilgard, Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer, S. 133.

²⁾ Hier darf vielleicht daran erinnert werden, daß die Strafe Paris-Mainz (Kaiserstraße) die erste größere Kunststraße, welche die heutige

Pfalz an grofsen Verkehrswegen war, mag der Umstand beweisen, dafs die erste grofse moderne Verkehrsverbindung, welche die Pfalz (seit 1541) berührte, die Turn- und Taxis'sche Post von Wien nach Brüssel, statt etwa ihren Weg von Speier über Neustadt nach Kaiserslautern und Trier zu nehmen, von Speier aus in der Rheinniederung nach Oggersheim zog und sich von hier über Frankenthal, Pfeddersheim und Alzey nach Kreuznach wendete. Dieses geringe Interesse hatte übrigens seinen Grund in der Natur der Verhältnisse. Die Pfalz bestand aus über 40 Herrschaftsgebieten. Die vielen Zollschranken, die geringe Gewähr des Geleitsrechts, die mäfsige Volkszahl und die Hörigkeit der Bevölkerung hemmten stetig die ~~Entfaltung~~ von Handel und Verkehr. Sehr ins Gewicht fiel auch, dafs der Haupthandelsartikel, der Wein, zu beträchtlichem Teile den geistlichen Stiftungen zustand, unter diesen aber der Löwenanteil den Stiftern und Klöstern zu Speier. Diese lagerten ihre Weine in ihren grofsen Kellereien¹⁾ zu Speier und brachten sie hier in den Handel. Ähnlich verhielt es sich mit den Früchten²⁾ von welchen hauptsächlich der Zehnte als Handelsartikel sich eignete. Es kann daher nicht Wunder nehmen,

Pfalz erhielt, 1805 bis 1807 gebaut wurde, und dafs zu deren Baukosten die Bezirke von Kaiserslautern und Zweibrücken während dreier Jahre 3⁰/₀ Beischlag zur Grund- und Mobiliarsteuer als besondere Leistung entrichten mußten. Dekret vom 8. ventose XIII (= 27. Februar 1805). Siehe bulletin 35 Nr. 586 Jahr XIII S. 25.

¹⁾ Von der Bedeutung dieser Kellereien gibt am besten der Umstand eine genügende Vorstellung, dafs 1689 im grofsen Keller der bischöflichen Pfalz 24 grofse Fässer, deren jedes 30 Fuder (= 41 heutige Fuder) hielt, von den Franzosen verdorben wurden. Siehe Dr. Harster, Materialien zur Geschichte der Zerstörung der Stadt Speier 1689, Heft XIV der Mitteilungen des hist. Ver. d. Pf., S. 49.

²⁾ Der Getreidevorrat in der bischöflichen Pfalz zu Speier betrug 1689 2535 Malter Getreide (heute = 4500 Zentner), worunter Zehntfrüchte nur zu geringem Teile begriffen waren, da der Zehnte zumeist nicht dem Bischof, sondern dem Domkapitel zustand. 1340 wurde im Hochstift Speier eine Steuer erhoben von etwa 40000 *M.* heutigen Werts, darunter an Früchten geleistet 3718¹/₂ Speierer Malter (etwa 6600 Zentner heute). Diese Mengen waren nur Zufuhren zum Speierer Handel. Ib. S. 49. — Mone, Zeitschr. für die Geschichte des Oberrheins.

wenn, besonders im Mittelalter, alle Verkehrsbeziehungen, wenigstens der Vorderpfalz, mehr oder weniger auf Speier deuten. Galt doch im Speiergau nur Speierer Geld, Speierer Maß, Speierer Gewicht, selbst Speierer Recht. Speier war als Bischofssitz und Hauptstadt des Speiergaues, da von Römerzeiten her wohl versehen mit guten Verbindungsstraßen nach allen Richtungen, wegen seiner Lage an der Hauptwasserstraße des Rheines — der Rheinhafen wird schon 1084 urkundlich erwähnt¹⁾ — wie geschaffen zu einem Handelsplatze. Und daß ein solcher, nachdem Kaiser Heinrich V. in seinem großen Privilegium 1111 die Einwohner Speiers von der Hörigkeit befreit und, wie angenommen wird, seinerseits Speier das Stapelrecht²⁾

¹⁾ Hilgard. Urkunden zur Gesch. der Stadt Speier, S. 11. — Mone, Urgeschichte des badischen Landes, Band I, S. 250, sagt, daß in der Gegend von Speier der römische Kaiser Valentinian I., um 369 n. Chr. in einer seitwärts gelegenen Bucht des Rheins einen Hafen für seine Flotte mit Mauern und hohen Wällen angelegt habe, so daß man die Schiffe von außen nicht sehen konnte. Wenn er annimmt, daß dieser Hafen auch bei Schifferstadt gelegen haben könne (letzteres lag damals noch am Rhein), so ist es jedenfalls unrichtig, diese Behauptung damit zu begründen, daß das Wappen Schifferstadts darauf deute. Denn das Wappen Schifferstadts ist nichts anderes als das ursprüngliche Wappen von Speier — ein Ruder-Schiff darstellend — wie es die ältesten Speierer Münzen bis etwa zum Jahr 1100 zeigen. — Die Stelle des Römerhafens wird an jener des mittelalterlichen Speierer Hafens zu suchen sein.

²⁾ Lehmann in seiner Chronik sagt hierüber, Ausgabe 1612, S. 363: „Speyr ist eine Staffelstatt, daß ist ein solcher Ort, da alle Schiff mit Staffelgütern auff zu kehren schuldig seind. Vmb die Zeit als Kaiser Heinrich sein Priuilegium geben, hat man in Teutschlandt mit Seiden vnd andern Kramwahren sehr geringe Handtierung getrieben, vnd sich hohen vnd nidern Standts in Wüllin vnd Leinin oder Flächsin Kleidern getragen, aber mit victualien vnd andern vnentbährlichen Dingen ein Statt vnnnd Landt dem andern zu Notturfft vnnnd zum Vorrhat zugeführt. Demnach dann der Kaiser den Bürgern seinen Zoll nachgelassen, hat er denselben, damit sie desto besser zu Kräfften möchten erspriessen, seine Gerechtigkeit von staffelbaren Gütern vbergeben, welche die Statt bis auf heutigen Tag gehandthabt vnd behalten, solcher Staffel seind in den Stätten am Rheinstrom, Cölln die erste, Maintz die ander, vnd Speyr die drit, vnd haben diese Gerechtigkeit, erstlich, welche Schiff dem Rheinstrom auff vnd ab fahren, vnd mit Staffelbahren Gütern beladen sein, daß sie daselbst auffkehren, dieselbe aufladen, ins Kauffhaufs führen, niederlegen, vnd dauon die Schuldig-

für die Rheinschiffahrt verliehen hatte, rasch sich zur Blüte entwickeln mußte, ist einleuchtend. Das Speierer Zollweistum von 1246¹⁾ zeigt denn auch eine Ausdehnung des Speierer Handelsgebietes, die den Schluß nahelegt, daß Speier im Mittelalter für den Oberrhein dieselbe Bedeutung hatte, die heute Mannheim-Ludwigshafen beiwohnt. Das Weistum führt, abgesehen von den allgemeinen Zollsätzen, besondere Zollsätze auf für den Verkehr mit Frankreich, Straßburg, Bischweiler, Neuburg, Schwaben bis zur Enz, Hockenheim, Wimpfen, Worms, Mainz, Trier, Köln, Kaiserswerth, Duisburg und Utrecht samt zugehörigen Bistümern. Natürlich darf man mit diesen Handelsbeziehungen moderne Größenverhältnisse nicht

keit zahlen müssen, welche nach entrichtem gebührlichen accis vberschlagen, daß ist in andere Schiff oder auff die Ax geladen, vnd in die Oberrheinische Landt verführt werden. Wie dann die Stadt Speyr vnd deren Schiffeut von alters die Schiffahrten auff Straßburg gehabt, vnd dauon vermög Kaiser Friderichs Priuilegii de dato 1182 (s. Hilgard, a. a. O. S. 22) nicht mehr denn 13. Heller geben dürffen. Die andere Eigenschaft oder Gerechtigkeit der Staffel ist von alters gewesen vnd noch, nemlich Kauffhaufs, Kranen, Schiffer vnd Kärcher, defsgleichen Kauffhaufs-Obherrn, Kranenmeister vnd Kauffhaufsknecht. Die drit, daß die Kauffhaufsverordnete vber die auffgeladene vnd nidergelegte Staffelwahr, ob sie von würden oder nicht, erkennen vnd richten, vnd die so vnfertig verwerffen, vnd den Fahrten zu Schiff vnd der Ax Ordnungen aufssagen.“ — Staffelbare Güter waren: „druckene vnd saltzen Wahr“, insbesondere: „Fordeln“, Röthe, Wein, Frucht, Salz, Häringe, Eisen, „Gewahr dem Niderland erspriesslich.“ — Seit 1689 war dieses Recht für Speier in Folge des Umschwungs der Verhältnisse (Aufkommen Mannheims, Vorrücken der französischen Grenze bis zur Queich und in Folge dessen Stärkung des Straßburger Markts) unpraktisch geworden.

¹⁾ Die Zeitbestimmung ergibt sich aus Folgendem: 1245 hatten 4 Städte: Utrecht, Köln, Trier und Worms Ausnahmezölle, d. h. geringere als die gewöhnlichen. 1247 erhielt die Stadt Wimpfen in Speier Zollfreiheit, während das Weistum noch einen Zoll für diese Stadt aufführt. Ebenso ist die Zollbestimmung für Frankfurt a. M., dessen Bürger in Speier „sollent geben zu zolle zween wyfse hantschuwe und eyn pfunt pfeffers“, die um 1260 der Zoller „Herr Gottschalcke by sant Jakob“ (s. Hilgard, S. 525 Z. 18) dem Weistum beifügte, noch nicht darin enthalten. Hienach ist 1246 das Entstehungsjahr des für die Rheinhandelsgeschichte so wichtigen Weistums. Im Juli 1245 hatte Kaiser Friedrich II. den Speierer Bürgern eine 14tägige Herbstmesse gestattet. Zu deren Besuch erließ Speier am 24. August 1245 allgemeine Einladung an alle Handeltreibenden des deutschen Reichs,

verknüpfen. Erreichte doch die Einwohnerzahl Speiers zur Zeit seiner höchsten Blüte, als 1422 vier Kurfürsten des Reiches es zwei Monate belagerten und nicht bezwingen konnten und als Kaiser Karl V. seine weltberühmten Reichstage hier hielt, nicht viel mehr als 10000 Seelen.

Gleichwohl sind die Handelsumsätze, soweit sich solche noch berechnen lassen, auch nach heutigen Begriffen nicht unbeträchtlich. 1414 wurden im Speierer Kaufhause rund 180000 Zentner¹⁾ Kaufmannswaaren auf der Frohnwage gewogen, im Werte von über 3'000000 *M.*, 1416 wurden, abgesehen vom Weine der Geistlichkeit, der steuerfrei war, etwa 8000 Fuder²⁾ Wein³⁾ von der Stadt besteuert, im heutigen

indem es zugleich für alle Meßbesucher die Zölle auf die Hälfte ermäßigte. Es scheint daher, daß das Zollweistum gelegentlich der ersten oder zweiten Abhaltung der Speierer Messe, gleichsam als Zusammenstellung der inzwischen noch für Ausnahmezollsätze abgeschlossenen Handelsverträge von dem Zoller Dietmarus thelonearius redigiert worden ist. — Die Speierer Messe wuchs stetig. Am 20. Mai 1330 verlängerte sie Kaiser Ludwig der Bayer auf 3 Wochen (zu halten von Mariä Geburt bis Michaeli). Alle Besucher sollten das Geleit des Reichs und seiner Stände genießen. Hilgard a. a. O. S. VIII, 55, 317, 486 ff. — Mone, Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins, Bd. IX, S. 418.

¹⁾ Die Zahl ist wie folgt zu begründen: Alle nicht für einzelne Kaufleute bestimmten Waaren mußten im Kaufhause ausgebaut, bei Kaufschluß auf der Frohnwage gewogen werden. Hierbei betrug seit 1246 das Kaufhausgeld für Fremde 1 Pfennig, für Einheimische 1 Heller für je 1 Zentner. Das Kaufhausgeld der Stadt betrug 1416 685 Gulden. Da 1414 auf 1 Gulden 144 Pfennig bzw. 384 Speierer Heller gingen, so waren die 685 Gulden = 98640 Pfennig oder 263040 Heller; daher wurden gewogen, wenn nur Fremde wiegen ließen, 98640 Zentner oder, wenn nur Einheimische: 263040 Zentner. Der Durchschnitt dürfte der Wirklichkeit am ehesten gleichkommen, mithin die Zentnerzahl 180840 betragen. — Siehe auch Hilgard a. a. O. S. 489, Weiß, Rechnungswesen der freien Reichsstadt Speier im Mittelalter. Heft V der Mitteilungen des hist. Ver. d. Pf. S. 13. — Weiß, Geschichte der Stadt Speier, zählt S. 57 im Ganzen 84 Handelsartikel auf, welche 1426 im Kaufhaus gehandelt wurden.

²⁾ 1416 wurde von einem (alten) Fuder Wein 1 Gulden Weinangeld erhoben. Dieses betrug 1416 5818 fl. Somit wurden 5818 (alte) Fuder Wein besteuert. 1 altes Speierer Fuder ist 1,368 heutige Fuder, also 5818 alte Fuder = 7959 Fuder heute. — Siehe auch Weiß a. a. O. S. 11 u. 12.

³⁾ Der Wein war einer der wichtigsten Handelsartikel Speiers bis zur französischen Revolution. Schon 946 wird derselbe als Hauptartikel

Werte von rund 4'000000 *M.*, zu Mehl vermahlen bzw. als Brod verkauft wurden 1412 gegen 46000 Zentner¹⁾ Getreide im Werte von etwa 400000 *M.* Diese 3 Posten ergeben den stattlichen Gesamtwert von 7'400000 *M.* heute. Aber auch späterhin noch, selbst nach dem für den Handel so verderblichen 30jährigen Krieg erhielt sich die Bedeutung Speiers als Stapelplatz bis zur französischen Umwälzung. So wurden 1689 in den Kellereien des Bischofs allein von den Franzosen 625 Fuder Wein vernichtet,²⁾ 1794 aber der Speierer Bürgerschaft 972 Fuder Wein³⁾ weggenommen und im Ganzen damals einschliesslich des Weines der Geistlichkeit über 4000 Fuder, vielfach kostbare Weine weggeführt, im Kaufhause aber für eine Million Kaufmannswaaren beschlagnahmt.⁴⁾ Wie reich Speier durch seinen Handel⁵⁾ war, beweist zur Genüge die Thatsache,

des Speierer Rheinhandels aufgeführt und wurde schon damals von dem von aussen eingeführten Wein der „amfenninc“ (Weinsteuer) gehoben. (Hilgard a. a. O. S. 4.) Mit dem Wein der Geistlichkeit wird die Weinmenge in Speier über 12000 heutige Fuder betragen haben. Die Bedeutung dieser Zahl ergibt sich, wenn man erwägt, daß 1880 bis 1888 der Weinertrag der Pfalz im Durchschnitt jährlich 32695 Fuder betragen hat, die heutige Weinbaufläche der Pfalz mit rund 12000 ha aber bedeutend gröfser ist wie in den früheren Jahrhunderten.

¹⁾ Die Zahl ergibt sich, wie folgt: 1441 betrug das Malungeld für 1 Malter Korn 16 *ſ*, für 1 Malter Spelz 9 *ſ*, mithin im Durchschnitt für 1 Malter Frucht etwa 12 *ſ*. Das Malungeld trug 1412 1300 Pfund Pfennige = 312000 *ſ*, mithin wurden 26000 Malter Frucht zu Mehl vermahlen, bzw. als Brod versteuert. 1 alter Speierer Malter Getreide (Körner) wiegt durchschnittlich 1,78 Zentner. Somit wiegen obige 26000 Malter 46280 Zentner heute. — Siehe auch Weiß a. a. O. S. 14 u. 15.

²⁾ Siehe oben S. 151, Anm. 1: Dr. Harster a. a. O. S. 49.

³⁾ Siehe Dr. Remling, die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792 bis 1798, Band I, S. 452.

⁴⁾ Flugblatt: Nachricht von den dermaligen Unglücksfällen der Reichsstadt Speier, datiert: 6. Juni 1794. — Auch Rlg. a. a. O. S. 444.

⁵⁾ Hiezu sei bemerkt, daß die Handelszünfte: Münzer und Hausgenossen, Krämer und Rheinkaufleute (letztere seit 1432 wegen des Salzhandels Salzgässer genannt) weitaus die reichsten in Speier waren. 1634, also in den für den Handel schlechtesten Zeiten des 30jährigen Kriegs, zahlte im Durchschnitt ein Hausgenosse nach heutigem Werte 600 *M.* direkte Steuer, ein Krämer 200 *M.*, ein Salzgässer 170 *M.* (Steuerliste im Speierer Stadtarchiv.)

dafs Speier für seine Oppositionspolitik im Bunde mit der Union 1609 bis 1621 über 150,000 Gulden (etwa 1'800000 *M.* heute) zu leisten in der Lage war und trotzdem finanziell ungeschwächt in den 30jährigen Krieg eintrat.

Dafs auf solchem Boden und unter dem Eindruck uralter kommerzieller Traditionen Geister entstehen konnten, welche gerade für Handel und Verkehr, für Volks- und Staatswirtschaft ein offenes, geübtes Auge, ein richtiges, treffendes Urteil hatten und als Männer der Wissenschaft diese zu fördern im Stande waren, leuchtet ein. Und so begegnen uns im Verlaufe der Speierer Geschichte drei hell erstrahlende Namen, deren Glanz der Lauf der Zeit nur noch erhöht hat.

Uns Spätgeborenen ist es aber Ehrenpflicht, diese Namen vor Vergessenheit zu bewahren, ihr Gedächtnis zu erneuern, um hierdurch den großen Söhnen der Pfalz, ihr zur Ehre, den Zoll der Anerkennung zu erstatten.

Der älteste dieser Namen gehört dem Mittelalter an, steht indes allerdings schon im Frührot der Bewegung des 16. Jahrhunderts. Es ist

Gabriel Biel.

Derselbe wurde geboren zu Speier, wahrscheinlich um 1414. Nach der Matrikel der Universität Heidelberg wurde er am 13. Juli 1432 immatrikuliert als Gabriel Bihel, premisarius altaris decem milium martirum in capella s. Petri¹⁾ Spyrensis. Am 21. Juli 1435 baccalaureus artium²⁾ wurde er am 21. März 1438 unter dem Magister Conrad Gummeringen, damals Dekan der Artistenfakultät, zum magister artium promovirt. Hierbei wird er ausdrücklich genannt Gabriel Bihel (Bychel) de Spira.³⁾ Zum Jahre 1449 schreibt Wilhelm Eisengrein in seinem Chronikon: Gabriel Byel, S. Theologiae

¹⁾ Die 1157 von Domscholaster Johann von Ernberg fundierte Pfarrkirche zu Skt. Peter in Speier. Siehe Simonis, Historische Beschreibung aller Bischöffen zu Speyer, 1608, S. 77.

²⁾ Toepke. Dr. jur.. Die Matrikel der Universität Heidelberg. von 1386 bis 1662. 1. Teil. Bd. I, S. 191.

³⁾ Toepke a. a. O. Bd. II, S. 385.

Licentiatus, Cathedralis Nemetum templi Presbyter, insignis habetur. Edidit: In Canonem Missae lib. 1. De passione Domini lib. 1. Sermones plures.¹⁾ Biel bezog später noch die Hochschule zu Erfurt (vielleicht auf den Rat eines Speierers, des dortigen Professors Nycolaus Geylfuss²⁾ und zwar im Ostersemester 1451 als artium magister³⁾ Biel soll zu Erfurt an der Universität auch gelehrt haben. Später wurde er Prediger zu S. Martin in Mainz, hierauf Probst der Kollegiatkirche zu Urach in der Grafschaft Wirtemberg. Biel wurde Vertrauensmann des Grafen Eberhard von Wirtemberg und gilt als dessen Hauptratgeber bei der Gründung der Universität Tübingen, an welcher er sofort als Professor der Philosophie und Theologie eintrat. 1485 und 1489 war er Universitätsrektor. 1482 begleitete er seinen Fürsten Graf Eberhard mit Reuchlin und Nacler nach Rom. Später trat Biel in den Orden der Brüder des gemeinsamen Lebens, erhielt von Graf Eberhard in dem neu gestifteten Kloster des heil. Petrus im Schönauerwald ein Kanonikat und starb 1495.⁴⁾

Von Biels Werken wurden zwei zu Speier gedruckt, nämlich seine Epitoma expositionis Canonis missae, auf Veranlassung des Wendelinus Stainbach, sacre theologie professor in Tübingen, wahrscheinlich 1499. Der Schluß lautet in dem Exemplar des Werkes, welches der historische Verein der

¹⁾ Chronologicarum rerum amplissimae clarissimaeque Urbis Spirae Nemetum Augustae, libri. Gvilielmo Eysengrein de Nemeto Spirensi Avtore. 1564. Fol. 276.

²⁾ Nycolaus Geylfuss de Spira, einer bekannten Speierer Familie entstammend, wurde an Ostern 1426 zu Erfurt immatrikuliert (hienach um 1410 geboren) und erscheint im Michaelissemester 1444 als Rector alme universitatis studii Erffordensis honorabilis vir, magister, sacre pagine baccalarius formatus. Siehe Dr. Weissenborn, Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, 8. Band, Acten der Erfurter Universität, 1. Teil. Halle 1881, S. 66, 104.

³⁾ Siehe Weissenborn a. a. O. S. 117.

⁴⁾ Dr. Herzog, Real-Encyklopädie für protest. Theologie und Kirche, 1854, Band II. S. 225 ff. Roscher, Geschichte der National-Ökonomik in Deutschland. München 1874. S. 21.

Pfalz besitzt: Explicit Epithoma expositionis sacri Canonis misse laudatissimi viri Gabrielis Biel de Spyra, sacre theologie Licenciati. In Spira impressum per Conradum Hyst — Sodann, unbekannt in welchem Jahre, sein Tractatus artis grammaticae. Der Schluß lautet: editus per venerabilem virum magistrum gebrielem byel Ex Spira sacre theologie profundissimum. Spirae per C. Hist.

Das Werk nun, welches Biel den Namen eines „Volkswirtes“ verschafft hat, ist sein *Collectorium sententiarum* in 4 Büchern, 1501 in Folio von seinem vorgenannten Kollegen Stainbach zu Tübingen herausgegeben.¹⁾ Das Werk enthält ein System der Dogmatik und ist hiermit theoretische Philosophie sowie in casuistischer Weise Rechts- und Sittenlehre verbunden. Im 4. Buch handelt er von den Sakramenten und versucht bei der „Buße“ die Frage zu beantworten, was der Sünder, damit die Wirkung des Sakraments ermöglicht werde, thun müsse, um den von ihm angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Hierbei behandelt er: 1. Den Rückersatz des unrecht Entzogenen überhaupt; 2. den Rückersatz nach den einzelnen Arten der Entäußerung; 3. den Raub und den Diebstahl; 4. die Erstattung seitens der weltlichen Herrscher in Folge Bedrückungen der Unterthanen; 5. die gerichtliche Erpressung; 6. den Schadensersatz jener, welche Unfähigen Ämter verleihen, 7. die Ersatzverbindlichkeit der zu Unrecht Beförderten; 8. die Fälschung; 9. den Betrug im Handel und bei der Arbeit; 10. den wucherischen Erwerb; 11. die zeitlichen und ewigen Renten und Zinsen; 12. den schimpflichen Erwerb; 13. die Verjährung.

Man darf bei Biel nicht übersehen, daß er von Hause aus Theologe war und die Fragen nur in theologischem Interesse aufwirft. Zur Beurteilung der Richtigkeit und des Wertes seiner Ansichten ist noch zu bemerken, daß Biel, der als „der letzte der Scholastiker“ gilt, gleichsam das letzte

¹⁾ Nachstehende Darstellung des Systems Biels gründet sich auf Roscher, a. a. O. S. 23—28.

Glied der scholastischen Schule bildet und er somit einerseits im Banne der Anschauungen des Mittelalters steht, andererseits aber sich schon durchgerungen hat zu Anschauungen, welche wir als die modernen zu bezeichnen pflegen.

Wenn Biel sagt, das Privateigentum sei eine unentbehrliche Folge des Sündenfalls, des Eigennutzes, während im Stande der Unschuld die Menschen das „Mein“ und „Dein“ noch nicht gekannt hätten, so ist dies mittelalterlich, scholastisch. Wenn er aber sagt, die Jagdherrn sind schuldig, den Bauern den Wildschaden entweder zu ersetzen oder wenigstens denselben zu gestatten, das Wild, das die Felder verwüstet, zu erlegen, oder wenn er es verurteilt, wenn die Obrigkeit den Unterthanen Wald-, Weide- und Wassernutzungsrechte widerrechtlich schmälert, so kommen Anschauungen zum Durchbruch, welche unsern modernen Empfindungen durchaus entsprechen.

Zum „Handel“ gehören nach Biel fünf Stücke: zwei Personen, der Käufer und der Verkäufer; eine Sache, deren Eigentum von der einen auf die andere Person übergehen soll; ein Preis, als Entgelt, ohne welches nur eine Schenkung vorliege; endlich die Bedingung, daß nur geliefert werde, wenn bezahlt würde, bzw. daß nur bezahlt würde, wenn geliefert werde.

Bezüglich des „Preises“ hält Biel dafür, daß bei den „manichfachen und verdorbenen Leidenschaften der Menschen“ derselbe am besten von der Obrigkeit festgetellt werde. Diese habe aber hierbei zu berücksichtigen: das menschliche Bedürfnis, die Seltenheit oder Häufigkeit der Waare, die größere oder geringere Nachfrage, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit, sich die Waaren zu verschaffen oder herzustellen, deren Notwendigkeit, Herstellungskosten. Mangels gesetzlicher Taxen sei die Gepflogenheit des Marktes maßgebend. Hierbei führt Biel aus: daß der Preis der Waare steige mit der größeren Nachfrage, letztere aber werde größer durch die zunehmende Zahl der Bedürftenden, bei Seltenheit der verlangten Dinge und bei Schwierigkeit ihrer Beschaffung. Ein Faß Wein oder ein Scheffel Korn gelte mehr bei geringer Ernte als bei guter,

es gelte mehr, wenn viele es begehren als wenn nur wenige; der Preis steige, wenn die Waaren von weither zu transportieren seien, als wenn sie am Kauforte erzeugt würden; ebenso sei der Preis höher, wenn der Transport schwierig sei, als wenn er leicht sei. Seien weder obrigkeitliche Taxen vorhanden noch Marktgewohnheiten, so schätze jeder seine Waare und Arbeit selbst, wobei der Verkäufer aber berücksichtigen dürfe, außer den regelmässigen Bedingungen: die Gefahren, die Sorge und Mühe, den Schaden, den der Verkauf haben könne, nicht aber — und hier ist Biel wieder Theologe — den etwaigen Vorteil, den der Käufer durch den Kauf habe. So z. B. sei es richtig, wenn Sachen, die leicht faulen, im Sommer billiger seien als im Winter. — Die Regeln, die den Preis bestimmten, regulierten auch den Arbeitslohn.

Als die Krone der volkswirtschaftlichen Theorie Biels gilt seine Lehre vom Geld- und Münzwesen.

Mehre sich die Bevölkerung stetig, so nehme die Notwendigkeit des Handels-Verkehrs entsprechend zu, jene des bloßen Tauschverkehrs aber in gleicher Weise ab. Habe aber der Verkehr eine gewisse Entwicklung erreicht, so sei man vor die Notwendigkeit der Anwendung eines allgemein giltigen Tauschmittels versetzt, nämlich des Geldes. Dieses aber müsse an Masse klein und leicht handlich sein, ferner müsse daran eine obrigkeitliche Marke sein, um hierdurch den Wert des Geldstücks sofort zu erkennen und um Fälschungen und Betrügereien möglichst vorzubeugen, sodann müsse das Gewicht bestimmt und gewiß sein, damit der Wert gleichfalls gesichert erscheine, das Material müsse möglichst wertvoll sein, um in kleinem Behältnis möglichst viel Geld aufbewahren und versenden zu können, endlich müsse das Material leicht teilbar sein. Geld, das diese Eigenschaften besitze, werde aber zur Münze. Wachse nun das Bedürfnis nach einer Sache, so wachse auch ihr Preis, d. h. die Menge des dafür zu gebenden Geldes. Dieses sei daher ein sicherer Wertmesser aller Tausch- und Kaufgegenstände.

Für die Münze kämen in Betracht: 1. ihr Stoff, aus dem sie verfertigt werde, 2. das Gewicht, 3. das gesetzliche Gepräge. Alle drei Punkte könnten gefälscht werden, dem gesetzlichen Stoffe könne unterwertiger beigesetzt, das Gewicht zu leicht, das Gepräge nachgemacht werden. Die Münze dürfe um den Betrag der Prägungskosten teurer in den Handel gebracht werden, als ihr wahrer Wert betrage. Von Staatswegen sei das Gepräge der Münze zu ändern: um schlechte kursierende Münzen los zu werden, um abgenutzte alte zu beseitigen, oder wenn der Preis des verwendeten Edelmetalls sich geändert habe, mithin die Münze mehr oder weniger gelte, als ihr Nennwert angebe. Es sei erlaubt, Münzen von dem Orte, wo sie weniger gelten, dahin zu bringen, wo sie mehr gelten.

Biel sagt ferner: der Fürst habe das Recht zu münzen, aber die umlaufenden Münzen seien nicht sein, sondern jener Eigentum, welche sie für ihre Lieferung, Arbeitsleistung u. s. f. eingenommen hätten. Daher sei es nicht erlaubt, umlaufende Münzen zu verrufen zu dem Zwecke, sie umzuprägen und leichter an Gewicht zum alten Werte wieder in Umlauf zu bringen. Das sei ähnlich, wie wenn ein Fürst Korn aufkaufe, um es sodann teurer wieder zu verkaufen.

Dem Fürsten sei es wohl erlaubt, einen Münzgewinn zu erzielen, der über die Prägungskosten hinausgehe, aber nur mit Zustimmung der Unterthanen. Denn hierbei handele es sich um eine weniger empfindliche Besteuerung des Volks und zwar des gesamten Volkes, also auch der Geistlichen, Adligen, Armen. Dem Ausland dürfe man solche unterwertige Münzen, da das Ausland nicht schuldig sei, dem Inlande beizusteuern, nicht zuführen.

Die Anschauungen Biels über das „Kapital“ und seine Produktivität sind mittelalterlich, doch schon zersetzt mit modernen Konzessionen. Gebe einer dem andern darlehensweise Geld, so verliere der Darleiher das Eigentum an dem Geld, das auf den Beliehenen übergehe. Der Darleiher behalte nur das

Recht, die Zurückgabe des geliehenen Geldes zu verlangen und dürfe dazu fordern sein Interesse, d. h. den Ersatz der etwa in Folge der Hergabe des Geldes erlittenen Schädigung oder den entbehrten Gewinn, und zwar dürfe das Interesse gefordert werden erst bei Rückforderung des Kapitals, nicht schon früher etwa in Form vorher fälliger Zinsen. Denn Zinsen könne man heben nur aus seinem Eigentum, für welches man die Gefahr trage, nicht aber von fremdem Eigentum, für welches man die Gefahr nicht trage. Diese Ansicht ist scholastisch. Modern wird sie, wenn Biel sagt: Vereinige sich der Darleiher mit dem Beliehenen in eine Gesellschaft, so seien beide *socii*, beide Eigentümer des Betriebskapitals, also könnten beide den Gewinn teilen, bezw. der Darleiher von dem Beliehenen für das dargelehene Geld Zinsen erheben, eben, da er mithilfe die Gefahr tragen. Modern gesprochen würden somit nach Biel Aktionäre stets Dividendenzinsen beziehen, die Prioritätengläubiger aber keine Zinsen erhalten können, sondern letztere könnten erst bei Zurückziehung ihrer Darleihen den Ersatz ihres Interesse begehren. Die geringe Anlage von Kapitalien im Mittelalter aus reiner Spekulation war mit Veranlassung, daß diese Anschauung über die Zinsen aus Darleihen erst in neuerer Zeit einen Umschwung erfahren hat. Übrigens sagt Biel über die Zinshöhe, daß in Gesellschaftsverträgen diese unbeschränkt und nur bedingt sei durch den gewinnbringenden Umschlag seitens des Schuldners.

Wie sehr indes Biel auch in seiner noch durchaus mittelalterlichen Ansicht über den Darlehenszins schon von modernen Regungen beherrscht wird und sich grundsätzlich diesen nicht verschließt, ohne freilich die Folgerungen zu ziehen, beweist, daß er sagt: man könne einem Andern vorbehaltlich des Eigentums die Nutzung des Geldes vermieten. Also konstruiert er, um seiner theologisch-scholastischen Anschauung gerecht zu werden, den Zins eines dargeliehenen Kapitals als Miete der Nutzung desselben! Man sieht, hier eilt die Praxis der Theorie weit voraus.

Um zu ermessen, welche Zinsbarkeit einem Kapital beizumehne, unterstellt Biel den Ertrag eines Grundstücks, das man um das Geld hätte kaufen können, nicht aber etwa den in Folge Umschlags des Kapitals möglichen Gewinn. Gleichwohl ist Biel auch hier schon etwas modernisiert. Denn er weiß sehr wohl, daß der Ertrag eines Grundstücks verschieden bedingt ist, durch Überfluß oder Mangel guten Bodens, dichte oder dünne Bevölkerung, Überfluß oder Mangel an Geld. Ertrage ein Acker im Wert von 20 fl. jährlich 1 fl. nach Abzug aller Kosten, so betrage die Zinsbarkeit eines Kapitals von 20 fl. 1 fl., oder für eine Rente von 1 fl. müsse man 20 fl. hingeben. Ertrage aber der Acker, der nur 10 fl. koste, ebensoviel, dann brauche man für eine Rente von 1 fl. auch nur 10 fl. hinzugeben.

Biel genoß eines großen Ansehens. Seine Werke sind zumeist erst nach seinem Tode herausgegeben worden. Noch 1541 wurde seine Münztheorie unter dem Titel: *De monetarum potestate simul et utilitate libellus* zu Mainz von Virdung, von diesem als *libellus vere aureus* bezeichnet, herausgegeben. Die Wirksamkeit Biels auf seine Zeitgenossen war so tiefgreifend, daß er noch auf dem Trienter Konzil als Autorität gegolten hat.¹⁾ —

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Volkswirte! Seine Geburt versetzt uns mitten in den 30jährigen Krieg, in dessen traurigste Zeiten. Und wie diese Zeiten hart und rauh waren, erfüllt von gewaltsamen Erschütterungen, so auch die Laufbahn des so berühmten Mannes, des kaiserlichen Kammer- und Kommerzienrates Dr. med.

Johann Joachim Becher.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“ kann man mit Fug und Recht von ihm behaupten. Schon zu seinen Lebzeiten, und

¹⁾ Noch 1619 wurden seine Predigten zu Köln herausgegeben. S. Dr. Herzog, a. a. O. S. 226.

noch mehr nach seinem Tode, ja bis heute gilt er den Einen als einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, auf den Deutschland mit Stolz blicken könne, während die Andern, pochend auf die Schwächen des Autodidakten unter Hinweis auf das Urteil Leibniz' ¹⁾, sagen, daß er „neben viel geistreicher Produktivität immer viel Neigung zur Prahlerei und Schwindelei bewiesen, daß er sich in jeder Stellung bald Feinde machen und seine Wirksamkeit, trotz unverkennbaren praktischen Talentes, verkümmern mußte.“ ²⁾ Die gegen Becher erhobenen Vorwürfe sind vielfach nicht erwiesen, soweit zutreffend aber durchaus erklärlich, auch entschuldbar. Nachstehendes dürfte diese Ansicht rechtfertigen.

Der Streit der Gelehrten beginnt über Becher schon bei seiner Geburt. Während er in seinem Buche: *Methodus didactica* — geschrieben und geendigt in München den 19. Tag Maji Ao. 1667, war der Himmelfahrtstag unsers HErn und Heylandes JEsu Christi — ausdrücklich sagt, „ich bin nun 32 Jahre alt“, somit das Jahr 1635 als sein Geburtsjahr angibt, glauben ihm viele (unter ihnen auch Roscher), dieses nicht und geben vor: er habe sich für jünger ausgegeben als er

¹⁾ Leibniz (geb. 1646) nennt ihn un esprit excellent, vir ingenuus, summo ingenuo, aber so schlimmen Charakters, daß er in der Not seine Frau und Tochter prostituiert habe und leicht zu einem Giftmord hätte bewogen werden können. Roscher, a. a. O. S. 271. — Ob Leibniz für diese schweren Beschuldigungen Beweise angibt, weiß ich nicht. Doch dürfte hiezu zu bemerken sein, daß Becher und Leibniz wechselseitig allem Anschein nach auf schlechtem Fulse standen. So spottet Becher in Nr. 28 seiner weisen Narrheit über Leibniz also: Leibnitzens Post Wagen von Hannover nach Amsterdam in 6 Stunden zu fahren. — „Dieser Leibnitz ist durch seine Literatur bekandt/ ein sehr gelehrter Mann/ hat das Corpus Juris wollen reformiren/ hat eine eigene Philosophie und andere Dinge mehr geschrieben; aber ich weiß nicht/ wer ihn auff diesen Post-Wagen gesetzt/ darvon er doch nicht absteigen will/ ohneracht er schon etliche Jahre darauff sitzt/ und siehet/ daß der Wagen nicht fort gehen will/ man müste dann des Weigelii, Professoris zu Jena/ höltzerne Pferde vorspannen; Oder meine Inventiones gebrauchen eines Wagens/ sonder Langwied/ da der Kobel surfum, deorfum, retrorfum, antrorfum, dextrorfum, finistrorfum gehet.“

²⁾ Roscher, S. 271.

gewesen, es sei nicht glaublich, daß er in so jungen Jahren so große Reisen schon gemacht, so Hervorragendes geleistet habe. Ja als Grund hiefür wird ihm von einigen Eitelkeit unterschoben. Roscher meint, er sei, trotz seiner gegenteiligen Angabe, wahrscheinlich 1625¹⁾ geboren. Gleichwohl hat Roscher Unrecht. Dr. Becher ist zu Speier 1635 geboren. Das Taufbuch der ehemaligen lutherischen Predigerkirche zu Speier (Speierer Stadtarchiv, Faszikel Nr. 120) enthält folgenden Eintrag von der Hand des lic. theol. Johann Georg Notter, seit 3. Januar 1633 Pfarrer der neuen Kirche in Speier:

Jahr	Tauftag.	Eltern.	Kinder.	Gevatter.
1635	6. Mai ²⁾	Joachim Becher, Pfarrer. Anna Margaretha ³⁾	Johann Joachim	Johann David Kob des Raths.

Daß Becher in Speier geboren ist, wird nirgends bestritten. Er selbst bezeichnet sich auf den meisten seiner Schriften (methodus didactica 1667, physica subterranea 1669, 1681, psychosophia 1678) als Spirensis oder „von Speier“. Ebenso wird nicht in Zweifel gezogen, daß sein Vater lutherischer Pfarrer in Speier war. Des Namens Becher gibt es aber in den Speierer Pfarrerlisten nur Einen, nämlich Joachim Becher, welcher nach des mag. Johann Thomas Phrysius

¹⁾ Roscher, S. 270.

²⁾ Alten Stils; neuen Stils natürlich 16. Mai.

³⁾ Der vollständige Name der Mutter ist Anna Margaretha Gauss, wie sich aus den Taufeinträgen der 3 Brüder Bechers im Taufbuch der Skt. Georgenkirche ergibt. Die Familie Gauss kommt in Speier urkundlich vor von 1572 bis 1644. Daniel Gauss, wohl Bechers Großvater, war von 1584 bis zu seinem Tode 1614 Ratsherr zu Speier. Johann Peter Gauss, Spirensis, 1606 in die Matrikel der Heidelberger Universität eingetragen, wurde 1631 Diakon in Speier, 1632 Pfarrer an der Augustinerkirche daselbst und starb 1644. Daniel Gauss, 1634 und 1635 Mitglied der Krämerzunft, gehörte bei 29 Steuerklassen der 6. höchsten an. Demnach war die Familie Gauss vermögend. — Bechers Brüder wurden getauft und zwar: Johannes Philippus 12./22. Juli 1638, Johan Erhart 8./18. August 1640, Johan Ernst 5./15. November 1641.

Tod am $\frac{25. \text{ Juli}}{4. \text{ August}}$ 1633 vom Rate der Stadt Speier als Diakon berufen wurde, am 8 /18. Oktober 1635 nach mag. Jakob Bickzans Tod zum Pfarrer der lutherischen St. Georgenkirche aufstieg und als solcher Anfang 1643 gestorben ist.¹⁾ In Speierer Urkunden kommt der Name Becher lediglich in diesen Jahren (1633 — 1643) vor. Die noch erhaltenen Bürgerlisten von 1605, 1611, 1618, 1623, 1624, 1634 und 1635 enthalten den Namen überhaupt nicht. Somit kann obiger Eintrag im Taufregister, das als öffentliches Buch allen Glauben verdient, nur auf Dr. Becher und sonst niemand bezogen werden. Trotz aller Gelehrtenanfeindungen hat Becher sein Alter der Wahrheit gemäß angegeben²⁾ und beweist schon der Umstand, daß man ihm als Motiv, sich jünger auszugeben, Eitelkeit vorsätzlich ohne jeglichen Grund unterschob, genügend, welcher Art vielfach die unbeweisbaren Vorwürfe sind, die sein Andenken trüben sollten.

Bechers Jugendjahre waren hart. Acht Jahre alt verlor er seinen Vater. Er sagt selbst hierüber in seiner „Seelenweisheit“ (1678): Ich habe in der Jugend Unterricht geben müssen, und zwar wegen „vielerhand Unglücks, daß nemlich mein Vater mir gar zeitlich in meiner Jugend gestorben, durch den Teutschen Krieg mein Vaterland³⁾ gantz ruiniret, meine

¹⁾ Pfarrer Joachim Becher, geboren um 1606, stammte von Wittenburg in Mecklenburg, studierte zu Straßburg und kam von da nach Speier. Von ihm sagt Becher in seiner *methodus didactica*: „Mein Vater hat im 28. Jahr seines Alters (denn im 37. Jahr ist er gestorben) zehen Sprachen gekont, als Hebräisch / Chaldäisch / Samaritanisch / Syrisch / Arabisch / Griechisch / Lateinisch / Teutsch / Niederländisch / Welsch. Diese Sprachen hat er nicht allein fertig geredt, sondern er hat viel hundert Bogen Materi darinnen / nebst seinen andern Schrifften / deren noch wohl auff die tausend Bogen vorhanden seynd / viel compresser / als wenn sie gedruckt wären / geschrieben / derer ersten Oriental-Schrifften aber ist eine gute Parthey durch ein Unglück verbrannt.“ Siehe auch König, Reformationsgeschichte der Stadt Speier. S. 86, 88, 94, 97.

²⁾ Ein in der Sammlung des historischen Vereins der Pfalz befindlicher Kupferstich von 1682 enthält die Worte: D. Johann Joachim Becher von Speyer, Röm. Kayserl. Majestæt Cammer- und CommerzienRath etc. Nat. Ao. 1635. Den. Ao. 1682.

³⁾ Mit Vaterland meint Becher wohl die Stadt Speier, welche, abgesehen vom Schaden der Geistlichkeit und der Privaten, einen Kriegs-

übrigen Freunde gestorben,¹⁾ meine Mutter wieder geheyraethet und mein ungerathener Stieffvater²⁾ nicht allein völlig das Meinige verthan, sondern auch mich in die Fremde geschleppt. Aber wie kein Unglück so groß, da nicht ein Glück dabei: also habe ich viel in der Fremde lernen und erfahren müssen, das ich nie zu Hause bey gutem Wohlstande gethan hätte, sondern wäre auff der alten Leyer blieben. . . Nachts habe ich müssen vor mich studiren und mit grosser Mühe aus Büchern suchen, was man andern in Schulen einkauet und auf das beste vor- und ausleget, könnens doch oftmals nicht begreifen, ja aus Mangel der Bücher habe ich manche Lehrsätze und Grundsätze selbst von neuem und ex lumine naturae suchen müssen, welches mir viel Zeit genommen, wiewohl ich es hernach in aller Gründlichkeit bekommen; so es mir aber von andern wäre gesagt worden, hätte ich selbe Zeit anders anwenden können. . . Wenn ich des Nachts vor mich studiret habe, so habe ich des Tages andre lehren müssen, damit ich nicht allein mich, sondern auch meine Mutter und zwey Brüder, so ich in der Fremde bey mir hatte³⁾, ernehren könnte . . . indem ich gelehret habe, habe ich selbst gelernet: weil nun

schaden im 30jährigen Kriege erlitten hat von 2,696799 Gulden. Seite 171 der närrischen Weisheit spricht Becher von „seinem Vaterlande Speyer.“

1) Freunde der Familie Becher waren in Speier nach den Einträgen in den Taufbüchern: 1. Johann David Kob, Ratsherr 1623, Bürgermeister 1638, † 1639, Pate von Johann Joachim Becher. 2. Philipp Jakob Petsch, Ratsherr 1615, Bürgermeister 1639, † 1639. 3. Pfarrer Johann Peter Gauss, † 1644. 4. Erhart Boll, Ratsherr 1631—1638. 5. Johann Ernst Rentzler, Ratsherr 1623, Bürgermeister 1639, † um 1653. 6. Dr. Müller, städtischer Syndikus 1649—1652.

2) Dessen Name dürfte den Speierer Vormundschaftsregistern entnommen werden können. Doch sind jene für die Zeit des 30jährigen Krieges anscheinend nicht mehr erhalten.

3) Pension bezog Bechers Mutter nicht. Bedenkt man, daß Speier von 1640—1650 die drückendsten Einquartierungslasten zu tragen hatte, ja 1649 eine fast gänzliche Plünderung vieler Privatwohnungen stattgefunden hat, übrigens Bechers Wohnung auch von Brandunglück heimgesucht wurde, so kann man sich lebhaft die traurigen Zustände vorstellen, in welchen Bechers Mutter nach dem Tode ihres ersten Mannes (1643) sich befunden haben mag. Die Not wird sie in die zweite Ehe und wohl auch in die

die Zeit bey mir über die massen wohl muste angewendet werden und die Sorge mich und meine Leute zu ernehren in der damahligen hohen Jugend (denn ich war über 13 Jahr nicht alt, als solches geschahe — also 1648 —) die Sand-Uhr gar genau umkehrete, so speculirte ich auff alle Weise, wie ich eine kurtze Lehrmethode finden könnte, darüber aber bekam ich Lust zu andern Studien, setzte die didactica auf die Seite und studirte Theologie, sodann Mathematik, nach dieser Medizin, auf diese die Chymie, hierneben lernte ich gelegentlich der Mathematik etliche Handwercke und bei diesen beobachtete ich ihre Handwercksgebräuche und Vorrechte, also gerieth ich endlich in das studium politicum und juridicum.“

Becher genofs seinen ersten gelehrten Unterricht am Speierer Retschergymnasium unter dem Conrector Johann Debus¹⁾ (1644), welchem er einen besonderen Einfluß auf seine geistige Entwicklung nachrühmt. Becher war eine merkwürdig frühreife Natur und die furchtbar über ihn hereinbrechende Not entwickelte in ihm eine Energie, welche auch vor den größten Schwierigkeiten nicht zurückschreckte. Sein Autodidaktentum, sein mit Bienenfleiß gesammeltes immenses Wissen schwellte in ihm mächtig das Selbstbewußtsein, der Mangel jeglichen schulgerechten Bildungsganges aber zeitigte bei seiner frühgeweckten geistigen Überlegenheit eine zum Übermaß zur Schau getragene Verachtung der schulgemäßen Erziehungsmethoden. „Die Schulen hängen allein an den Wörtern, von den Sachen (er meint den innern Zusammenhang, insbesondere in Natur und Geschichte) wissen sie nichts.“ So sagte er auch, als er auf die Universität Mainz zog (um 1652), daß er es nur zum Schein gethan, und er mehr gewußt habe, als

Fremde getrieben haben. Speier mußte sie schon darum verlassen, um ihren Söhnen die Beziehung einer Hochschule zu ermöglichen und zu erleichtern.

¹⁾ Johann Debus war 1644—51 Conrector des Retschergymnasiums, 1652—1653 Rektor, später aber Pfarrer in Kirchheimbolanden. Siehe Jäger, die Vorsteher und Lehrer der früheren Rathsschule und des nachmaligen Gymnasiums der freien Reichsstadt Speyer, Programm des Speierer Gymnasiums 1835, S. 6.

er daselbst hätte lernen können. Auch auf den Universitäten zu Straßburg und Wien soll er gewesen sein. Frühzeitig machte er große Reisen und war um 1650 in Stockholm, wo er unter Andern auch Cartesius kennen lernte. Schon 1654 gab er deutsch und lateinisch eine Schrift heraus Solini Saltzhals Regiomontani de Lapide Trismegisto et Salinis Philosophicis. Auch nach Holland und Italien kam er damals.¹⁾

Seine Studien schloß er in Mainz ab, wo er als doctor medicinae promovierte. Er erwarb sich die Freundschaft des kurmainzischen Hofrats Ludwig von Horneck (Hörnigk) und gewann die Liebe dessen wegen ihrer Schönheit berühmten Tochter. Des ihm winkenden Glückes wegen wurde er katholisch und gewann als Schwiegersohn Hornecks die Gunst des Kurfürsten von Mainz, Erzbischofs Johann Philipp, Grafen von Schönborn (1647—†1673). Er wurde Professor der Medizin an der Universität Mainz und kurfürstlicher Leibmedikus. Diese Wendung der Verhältnisse hatte ihn in den Besitz beträchtlichen Vermögens gesetzt. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht fand er beim Kurfürsten Unterstützung und erhielt die benötigten Mittel, „allerhand experimenta, sowohl in mathematicis als physicis, medicis und chymicis, auch in didacticis zu machen.“ „Von Natur hatte ich Lust zu dergleichen Sachen und hatte keines Antreibers vonnöthen, wenn andere spielten, truncken und lustig waren, da studirte ich und wo ich stund oder ging, specularte ich, derentwegen ich auch unterschiedene Dinge gefunden, und der Welt damit gedienet, welche bisher noch nicht bekandt gewesen.“ So beschäftigte Becher in Mainz eine Erfindung eines „perpetuum mobile physico-mechanicum, alle Uhren, die an einem Orte stehen bleiben, continuirlich ohne Aufhören gehend zu machen.“²⁾ Der Kurfürst Johann

¹⁾ Siehe auch Bechers Biographie in der Vorrede Zincke's zur Auflage des politischen Diskurses von 1754.

²⁾ „Ich habe ausgefunden, alle Uhren continuirlich gehend zu machen ohne Aufzug / so lange nemlich nichts daran bricht oder gehindert wird; aber diese Uhren müssen auff einem Platze stehen bleiben / und wiewohl es unglaublich scheint / so ist es doch leicht practicirlich: dann

Philipp war hievon so entzückt, daß er die erste Maschine, „so künstlich als köstlich“ zu Mainz hat machen und einen eigenen Turm dazu bauen lassen. Durch die Hinterlist eines Hofbedienten seien der Maschine die metallenen Kugeln entnommen worden und hierdurch das ganze Werk stillgestanden.

Ferner trieb Becher in Mainz mit Vorliebe Naturgeschichte und schrieb hier sein berühmtes Werk: „Parnassus medicinalis illustratus. Thier-, Kräuter- und Bergbuch, sampt der Salernitanischen Schul.“ Es kam heraus, geziert mit vielen Holzschnitten, zu Ulm, 1663.

Auch seine sprachlichen Studien förderte er, indem er einen „Charakter oder Erfindung“ vorschlug, wodurch „in einer Stunde Zeit Information, alle Nationes einander und doch jede die ander in ihrer eigenen Sprache schriftlich verstehen kan, ist auch zugleich ein Mittel auf das geheimste und sicherste mit einander zu correspondiren, ist ein gutes Mittel zur correspondentz, wenn es in unterschiedene Sprachen übersetzt wäre.“ Das Werk erschien auf des Kurfürsten Anregung zu Frankfurt, lateinisch und deutsch, 1660 und 1661.¹⁾

wann ich nur eine Uhr habe/ die ein Jahr gehet/ welches leicht seyn kan/ und ich ihr gleich zweyhundert Pfund Gewicht zehen Schuhe tieff zugebe/ so kan ich doch leichtlich Antifacoma (Gegengewicht) machen/ von einer Ohm Wasser/ die hält zwey Eymer/ thut netto zweyhundert Pfund; nun supponir ich unfehlbar/ daß leichtlich in einem Hause/ welches nur ein wenig ein Dach hat/ es jährlich so viel regnen werde/ daß das Wasser in eine Cistern versamlet/ ein Ohm Wasser mache/ welches genugsam ist/ zweyhundert Pfund auffzuziehen/ und also die Uhr wieder auff's Jahr zu revolviren. Ja ich habe obfervirt/ daß es bißweilen in einem Sommer oder Herbste so viel regnet/ daß es genugsam eine Uhr auff zehn Jahre auffziehen könnte.“ Nr. 15 der närrischen Weisheit.

¹⁾ Hiezu bemerkt Becher „Das scheint jetzo ein gantz leichtes Werk zu seyn (wie es im Druck vorliegt); was ich aber vor eine Mühe gehabt, biß ich die Tabulam variationum in solcher Kürtze erfunden, ist mir zum besten bekandt, ich habe ein hitziges Fieber darüber bekommen, und wäre bey nahe darüber zu Franckfurt gestorben, ich habe es nun noch weiter gebracht und habe das gantze Werk auf einem einzigen Bogen, so über die massen curieus ist.“

Becher interessierte seinen Landesherrn auch für ein Projekt den Rhein mit der Donau zu verbinden. Kurfürst Johann Philipp und der beteiligte Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe sprachen öfter mit ihm darüber. Er schlug vor, die Tauber von Wertheim aus durch Schleusen schiffbar zu machen bis Weickersheim, von hier in die Wörnitz einen „Durchschnitt“ zu machen, um durch diese bei Donauwörth die Donau zu erreichen. Aus Holland wurden Baumeister zu Schleusen geholt. Um die Wasserstrasse zu beleben, hatte man die Absicht keine Zölle zu erheben: „doch haben die politica (die widerstreitenden Interessen der benachbarten Länder) das gute Concept über den Hauffen geworffen.“¹⁾

Einen besonderen Gönner hatte Becher in Mainz an dem Domkapitular Freiherrn Diether Caspar von Fürstenberg, der 1673 Domprobst zu Mainz wurde.²⁾

Wie sehr Becher übrigens im Vertrauen des Kurfürsten stieg, beweist, daß er 1661³⁾ einen Entwurf niederschrieb zu einer Mainzischen Polizei-Ordnung. Gesetz wurde sie nicht. Doch ist sie interessant, da in ihr zum ersten Male Bechers volkswirtschaftliche Anschauungen zu Tage treten. In ihr tritt als bemerkenswert hervor, daß Becher erstrebt, dem gerichtlichen Verfahren einen sicher wirkenden Vollzug zu gewährleisten unter Verbot aller prozessualen Selbsthilfe, daß er Sonntagsheiligung wollte, prompte, feste Formen, in welchem der Handel sich vollziehen sollte, insbesondere öffentliche, event. obrigkeitlich festgesetzte Preislisten, daß er eine Verminderung des Zunftzwanges und in gewissem Sinne schon Gewerbefrei-

¹⁾ Nürrische Weisheit, S. 109.

²⁾ Derselbe war seit 1654 auch Domkapitular in Speier. Von diesem sagt Becher 1681 (Nürrische Weisheit S. 33 u. 34): „Der Freyherr Caspar Fürstenberg, Thumprobst zu Mayntz, ist der erste, welcher sich damit bemühet (aus Eisen Stahl zu machen, vermittelst eines Caements von Kohlen), und die Sache in der Welt in einen Beruff gebracht, mein sehr grosser Freund und Patron, dessen Herr Bruder annoch lebet, und Bischoff zu Münster ist.“ Siehe auch Remling, Gesch. d. Bischöfe zu Speyer, Bd. II, S. 538.

³⁾ Politischer Diskurs, IV. Auflage, S. 437.

heit vertrat, daß er den Tagelohn obrigkeitlich festgesetzt wissen wollte, sowie Verbot des Bettels und Anhaltung der auf Bettel Betroffenen zu Arbeit im „Werkhaus“, Volkszählung, Beschränkung der ärztlichen Praxis auf die auf Hochschulen promovierten Mediziner, feste Taxen für ärztliche Geschäfte, strenge Kontrolle der Apotheken, Anlage von Katastern für alle Gebäude, endlich Straßenreinigung und Feuerwehrpflicht als öffentliche Lasten und Bürgerpflichten empfahl.

Wie mit dem perpetuum mobile, so hatte Becher auch mit diesem Entwurf keinen Erfolg. Ob er wegen dieser Mißerfolge sich Feindschaft oder Ungnade zuzog, oder mit den Jesuiten in Streit geriet und in Folge dessen seine Stellung erschüttert wurde, ist nicht aufgeklärt. Genug er verließ den kurfürstlichen Dienst und trat zunächst (1664) in Verhandlungen mit Kurpfalz. Deren Ergebnis scheint er in Würzburg abgewartet zu haben. Als Mediziner hat er hier die Leiche eines hingerichteten Weibes anatomisiert. Hierob machte er sich „unehrlich“ nach Anschauung der damaligen Zeit. Er verließ Würzburg. Ob er überhaupt — als Konvertite — bei der reformierten Kurpfalz in Dienste trat, scheint wenig wahrscheinlich, wenn auch gewiß ist, daß er am kurpfälzischen Hofe verkehrt hat.¹⁾ Sicher ist, daß er Herbst 1664 in die Dienste des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern (1651 bis 1679) übertrat. Für Bayern wurde Dr. Becher gewonnen durch die Vermittelung des bayerischen Geheimen Rates und Oberhofmeisters Hermann Egon Grafen von Fürstenberg. Becher erhielt den Titel eines Leibmedikus, sollte jedoch seine Hauptaufgabe erblicken in Vorschlägen zur Hebung des Handels und Verkehrs. Das Kurfürstentum Bayern hatte durch den 30jährigen Krieg schrecklich gelitten, Handel und Wandel stockten, das Land erholte sich nur sehr langsam. Becher schlug nun noch 1664 ein Handelssystem vor, welches einerseits allen Handel in die Hände und in die Aufsicht des Staates legen, andererseits aber dahin wirken sollte, daß „alles

¹⁾ Nürrische Weisheit, S. 52.

Geld im Lande bleibe und von aussen noch etwas dazu komme.“ Die Einfuhr fertiger Waaren sollte verhindert, die Einfuhr von Rohstoffen gefördert werden. Der Staat habe Manufakturen zur gewerblichen Beschäftigung der Inländer ins Leben zu rufen, die fertigen Waaren sollten in einem öffentlichen Kaufhaus verlegt und umgeschlagen werden. Hierdurch würden die Bauern und Handwerker durch gesicherten Absatz ihrer Erzeugnisse in den Besitz von Mitteln und in Wohlhabenheit kommen, der Fürst aber werde der Prinzipalhandelsmann, Negotiant, Wechsler, Verleger im Lande werden und hierdurch einen solchen Gewinn erzielen, daß er ohne dem Lande Steuern auferlegen zu müssen seine Beamten bezahlen und stets über einen grossen Schatz werde verfügen können, so daß ihm die Mittel zur Aufstellung einer genügenden Heeresmacht im Bedarfsfalle bereit stünden. Als Becher auf Grund dieses Systems praktische Projekte zur Verwirklichung empfahl, erhob sich Opposition von allen Seiten. Die Kaufleute, die Geheimräte, selbst die Geistlichkeit opponierten. Eine Handelskompagnie in Verbindung mit Kaufleuten kam nicht zu stande. Ebenso mißglückte das Projekt der Gründung einer Kolonie in Amerika. Dagegen glückte die Gründung der bayerischen Seidenkompagnie. Hier war das Beispiel Frankreichs entscheidend. Und „wenn man auch keine Seidenwürmer und Maulbeerbäume habe, so sei doch, wie in der Schweiz und in Holland, ein grosses Negotium mit der Seiden-Räderei, -Weberei und -Färberei möglich.“ Der bayerische Hof fand den Vorschlag nützlich, genehmigte ihn und erteilte ein Privilegium. Kaufleute schossen zur Kompagnie bedeutende Geldmittel zusammen, auch Becher beteiligte sich mit Geld. Das Unternehmen hatte in der ersten Zeit aber nur mässigen Erfolg. Die Leitung liefs zu wünschen übrig. Der Direktor, ein Italiener Namens Luca von Uflen soll Gelder der Gesellschaft veruntreut haben und hierob gestraft worden sein.¹⁾

¹⁾ Nürrische Weisheit, S. 117—119. — Später blühte die Seidenmanufaktur und wurde erst von Minister Mongelas zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgehoben.

Becher hatte in München einen Rückhalt an dem Obersthofmarschall Grafen von Fürstenberg und erfreute sich auch der Gunst des Kurfürsten Ferdinand Maria. Dieser stellte ihm Mittel zur Verfügung, so daß er seine Studien mächtig förderte. Er konnte sich ein besonderes chemisches Laboratorium einrichten und als Frucht desselben erwuchs (1667) sein hochgeschätztes Werk: *Physica subterranea seu Acta laboratorii chymici Monacensis*. Es erschien auf Kosten der bayerischen Regierung zuerst 1669 und ist dem Kurfürsten Ferdinand Maria gewidmet.¹⁾ Mit Unterstützung Fürstenbergs gab er eine *Ethica Christiana* heraus, eine hochdeutsche Übersetzung der *manuductio ad coelum* des Generals des Cisterzienserordens Johannes Bona, und zwar in Versen.

1666 trat man in München der Gründung mehrerer Manufakturen und eines Kaufhauses näher. Becher reiste hierwegen nach Wien und Holland. Während dieser Abwesenheit sollen nun die Kaufleute in Verbindung mit dem Kanzler Kaspar Schmidt Anstrengungen gemacht haben, Becher aus seiner einflußreichen Stellung zu verdrängen. Diese Bestrebungen hatten Erfolg. Ob man Bechers Projekte als gefährlich oder bedenklich erachtete, oder vielleicht ihm vorwarf, er habe in Wien gestrebt festen Fuß zu fassen, mag dahin gestellt bleiben. Becher behauptet, Kanzler Schmidt habe ihn aus seiner Stellung vertrieben.²⁾ Doch scheint er, wohl durch Fürstenbergs Vermittelung, noch einige Jahre sich in München mit Familie aufgehalten zu haben. Denn er schrieb in München 1667 seine *Methodus didactica*, deutsch und lateinisch, gleichfalls 1667 aber seine *Physica subterranea* und vielleicht

¹⁾ Siehe Vorrede zur 1. Auflage der *Physica subterranea*.

²⁾ Nürrische Weisheit, S. 47, 119. In der Widmung zur *Physica subterranea* sagt Becher, daß die außerordentliche Gunst, in welcher er beim Kurfürsten Ferdinand Maria gestanden und die geradezu einzige Unterstützung seiner wissenschaftlichen, vorzüglich chemischen Bestrebungen, die er bei ihm gefunden, ihm in München eine Menge Neider und Übelwollender erweckt habe.

auch noch sein Hauptwerk, seinen Kommerzien-Tractat,³⁾ „worinnen“ er „den wahren Grund und Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republicquen, der Populosität, Nahrung und civiler Societät, des gemeinen Handels und Wandels, des Bauren-, Handwercks- und Kauffmann-Standes, des Monopolii, Polypolii und Propolii entdecket solcher Gestalt, dafs von dieser Materie noch dergleichen kein Buch vorhanden gewesen, ist auch diese Schrifft von vielen tapffern Leuten fleissig gelesen und wohl auffgenommen worden, hat schon etlicher Orten bereits Effect gethan, Handel, Wandel und Manufakturen dahin gezogen.“

Wohl 1668 siedelte Becher mit Familie nach Wien über. Becher war nach Österreich berufen worden in Folge Umschlags der politischen Verhältnisse. Als Kaiser Leopold I. 1658 die Regierung antrat, befanden sich die Staatsfinanzen in der traurigsten Zerrüttung. Nicht nur, dafs der 30jährige Krieg das Land bis aufs Mark erschüttert hatte, neu ausbrechende innere und äufser Kämpfe drohten jede Möglichkeit einer Besserung auszuschliessen. Dazu kam, dafs die Ansprüche des Hofes weit über die vorhandenen Mittel hinausgingen und die Finanzverwaltung so ziemlich alles zu wünschen übrig liefs. Endlich war man notgedrungen zur Einsicht gekommen und sann auf Mittel, dem Lande Hilfsquellen zu erschliessen. Als nun Becher 1666 nach Wien kam, trat der kaiserliche Kammerpräsident Georg Ludwig, Graf von Sinzen-
dorf, mit ihm in Unterhandlung. Es wurde vereinbart, dafs er mit dem Titel kaiserlicher Kommerzienrat und Hofmedicus bei 1000 Reichsthalern Gehalt in des Kaisers Dienst übertrete; auch wurde er sofort in das neu zu bildende Kommerzienkollegium mit Sitz und Stimme berufen. Becher hat wohl in

³⁾ Zuerst gedruckt 1668 zu Frankfurt a. M. bei Johann David Zunner. In der Ausgabe von 1673 heifst der Titel: Politischer Diskurs. Hier ist ein I. Teil über die Staatsverfassungen vorgesetzt. Becher sagt, dafs vor 1681 von diesem Werke drei Auflagen erschienen seien, vermutlich zwei 1668, die dritte 1673. Weitere Auflagen erschienen 1688, 1721, 1754 und 1759.

Folge dieser Wandlungen seinen oben erwähnten Kommerzien-traktat geschrieben, gleichsam als Programm seiner Handels-politik, und widmete ihn dem Grafen Sinzendorf¹⁾, dessen besonderes Zutrauen er genoß, und an dessen kommerziellen Privatunternehmungen er lebhaft Anteil nahm.

Die Thätigkeit Bechers in Wien war viel tiefgreifender und auch erfolgreicher als jene in Mainz und in München.

Zuerst schlug er — der 31jährige — vor, die Errichtung eines Kommerzien-Kollegiums. Aufgabe desselben solle sein: „Aufsicht über das Auff- und Abnehmen der Negotien, Handels, Wandels, Colonirung, Populirung, Introdueirung der Manufacturen, auff die Werkhäuser und das müßig gehende bettlende Gesinde.“ Im kaiserlichen geheimen Rat begründete Becher die „Nutzbarkeit und Nöthigkeit“ des Kommerzien-Kollegiums. Bei der Frage der Organisation erklärte er: Es sei nicht thunlich, dem Hof-Kammer-Präsidenten in diesem Kollegium einen Sitz zu geben; denn dieser vertrete die Kameralien (Finanzen), es empfehle sich aber, letztere nicht mit den Kommerzien zu vermischen, vielmehr sie zu scheiden und letztere durch besondere Behörden verwalten zu lassen: „Denn es sey ein anderes ein Kaufmann, ein anderes ein Finanzirer.“ Zudem hätten die Kameralisten, zumal der Hof-Kammer-Präsident, soviel zu thun, daß „wenn sie ihr Amt gebührlich in Obacht nehmen wollten, sie nicht eine Stunde Zeit hätten auff Commercien zu gedenken, und sey überdieß alles zu befürchten, daß, wann der Hof-Cammer-Präsident auch die Direktion des Commercien-Collegii bekommen würde, daß er alles Vortheilhaftige auff sich und seine Güter ziehen, der Kayser nur den Schaden, er hingegen den Nutzen haben werde.“ Becher wurde entgegengehalten: „Der Hof-Cammer-Präsident sei der Commercien kündig, überdies liefen letztere sehr in die Cameralia.“ So kam es, daß trotz der Warnungen Bechers der Hofkammerpräsident im Nebenamt Vorsitzender des Kommerzien-Kollegiums

¹⁾ Die Auflage von 1673 ist Kaiser Leopold I., jene von 1754 der Kaiserin Maria Theresia zugeeignet.

wurde. Die Folgen dieser Organisation waren verhängnisvoll. Der Hofkammerpräsident Graf von Sinzendorf war Spekulant und betrieb mehrere industrielle Privatunternehmungen. So eine Seidenstrumpfweberei, eine Goldfabrik für Leonischen Gold- und Silberdraht. Der Präsident beachtete die Instruktion für das Handelskollegium nicht, hielt selten Sitzungen und hat „alles mit den Kauffleuten in der Stille unter dem Hütlein gespielt“, liefs auch durch Zwischenpersonen vieles zu seinem Vorteil verwalten. Der Hof trat diesem Verhalten bald entgegen. Doch scheute man sich gegen Sinzendorf entschieden aufzutreten. Man beschlofs, da „man gerne die Manufacturen in einem andern Gang gesehen“, um sie „unvermerkt aus seinen Klauen zu ziehen“, bei Wien ein öffentliches, allgemeines kaiserliches Kunst- und Werkhaus zu bauen, „worinnen als in einem Seminario die Manufacturen und Künste erfunden und introducirt, die Leute abgericht, und dann auff das Land, und in die mitleidende gepopulirte Städte diffundirt und stabilirt würden.“ Becher wurde die Direktion dieses Kunst- und Werkhauses allein übertragen. Sinzendorf entging es nicht, dafs die Spitze dieser Gründung gegen ihn sich richtete, dafs man suche „solcher Gestalt durchzubrechen und ohne ihn den Manufacturen einen freyen Gang in die Erb-Lande zu machen.“ „Dieses zu verhindern — sagt Becher — ward Sinzendorf aus meinem gröfsten Freunde mein ärgster Feind und Verfolger.“ Er bereitete fortan Schwierigkeiten, wo er nur konnte. Die Privilegien, welche er für das Werkhaus entwarf, entsprachen Becher nicht. Dieser verlangte daher im Interesse jener, welche mit ihm für das Zustandekommen des Unternehmens eintreten und Kapitalien herschiefsen wollten, Erläuterung der Privilegien. Sinzendorf aber nahm es übel auf, „wollte es auff ein crimen laesae Majestatis deuten, als wann Erläuterung einer Sache bitten eben soviel wäre, als den kaiserlichen Worten nicht trauen; da doch iederman bekandt, wie oft durch üble Information der gute Käyser hintergangen werde.“ Präsident Sinzendorf weigerte sich, die pactierten

Baukosten zum Werkhause anzuweisen, verhinderte auch zum Teil die Realisierung der Vorschüsse der Gläubiger, brachte hierdurch die Bauleute und Becher „in etlich tausend Schaden und hetzet überdifs letzterem die Bauleute durch einen Prozeß auff den Hals, als wenn er das kaiserliche Werkhaus vor sein Eigenthum gebauet hätte und derentwegen die Baukosten aus seiner Tasche bezahlen müßte.“ Doch kam das Unternehmen 1671 in Betrieb und fand Anerkennung.¹⁾ Zur Förderung des Werkes schlug Becher vor, die Einfuhr fremder Waaren nach Deutschland zu verbieten, dagegen im Inland Manufacturen zu gründen. „Es sei de jure gentium et naturae, vom Handel mit frembden Waaren, die man selbst hat, abzuhalten;“ „ein heilsames Edikt wäre es, wenn verboten würde, nichts ins Römische Reich von Waaren und manufacturen zu handeln und zu tragen, welche man selbst darin haben kann.“ Leider stöße ein solches Beginnen zum Leidwesen der deutschen Patrioten auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Obgleich jeder den Vorschlag billige, so thue doch niemand etwas dazu, oder stehe wieder bald davon ab, weil es mühsam sei und nicht augenblicklich Profit bringe. Die deutschen Kaufleute handelten selbst lieber mit ausländischen Waaren und seien seinen Vorschlägen feind: es sei eine Generalregel: „ein Kauffmann siehet mehr auff seinen privatprofit als auff das allgemeine Wohl: Seynd nützliche und schädliche Leute, können ein Land auffbringen und ruiniren, wann sie wollen, und man nicht Achtung auf sie gibt.“ Sodann aber, „frembde Waaren hereinzuführen, zu verbieten, scheint eine Unmöglichkeit, dann das Römische Reich ist groß, in unterschiedliche dominien zertheilt, der Päß und Einfuhren viel, und der Kauffleute Arglistigkeit noch mehr, derentwegen nicht zu glauben, was man auch durch Edikten thue, dafs man frembde Manufacturen daraus halten werde; unterdessen werden gleichwohl die Frembden durch Hereinführen solcher Güter reich, hingegen die Deutschen Bettler, und wissen die Kauffleute dieses alles zu beschönen

¹⁾ Becher, Nörrische Weisheit, S. 120 ff., 126, 118.

mit dem Einwurf, daß man den Handel mit den Frembden nicht brechen könne.“ Becher wurde als kaiserlicher Commissär in Römische Reich geschickt und wurde von ihm, insbesondere zu Augsburg, Nürnberg und Köln, alles gründlich untersucht, was zum Schutz der nationalen Industrie zu thun wäre. Becher bestrebte sich hiebei „allein auff's Fortsetzen der Manufacturen in Teutschland, Continuirung und rechte Einrichtung, auch Stabilirung des Käyserlichen Edikts, wegen Daraushaltung frembder Waaren,“ unterstützt „von den treuen, deutschen Handelsstädten, Chur- und Fürsten.“ In Wien freilich hätte der Kammer-Präsident lieber gesehen, wenn Becher entgegen dem kaiserlichen expressen Befehl „vor viel tausend Französche Effecten eingezogen“ und sie dem Präsidenten, „welcher sich damals den Käyserlichen Hof genennt“, eingeliefert hätte, obwohl die Franzosen gegen die deutsche Ausfuhr Repressalien über und über verübten.¹⁾

Von Wien wurde Becher wiederholt nach Holland entsendet um Anleihen für Österreich zu vermitteln, genoß also Vertrauen in hohem Maße. Mit Vorliebe beschäftigte Becher sich mit der Hebung der Seidenindustrie. Er empfahl die An-

¹⁾ Becher, Nörrische Weisheit, S. 131 ff. Dasselbst heißt es S. 9: „Wiewohl Kalbe in Schwaben an einem unfruchtbaren Orte liegt/dannenero nörrisch geschienen/etwas absonderliches dort anzufangen; so hats doch der Effect bewiesen/daß durch eine vorsichtige weise Anstalt ein treffliches Negotium von Wollen-Manufactur, dergleichen sonst in gantz Teutschland nicht ist/alldar introducirt und stabilirt worden/wodurch den Frantzosen nicht wenig Abbruch geschicht. Und wann/wie der Hertzog in Würtemberg/der Chur-Fürst von Mayntz wegen Erffurt/der Ertz-Bischoff von Saltzburg/Bischoff von Bamberg und Würtzburg/und der Hertzog von Neuburg mit mir correspondirt/und ich resolvirt/das Manufactur-Werck fortzusetzen/wann/sage ich/das Verbot und Reichs-Edict wäre fortgesetzt/und manutenirt/auch die dessentwegen mir auffgetragene Commisison/die ich bereits weit incaminirt/continuiert/und ich nicht dem gewesenen Cammer-Präsidenten/dem Grafen von Zinzendorff/(welchen doch GOtt darnach gestürtzt) zu gefallen/von den Käyserl. Miniftris wäre verfolgt und ruinirt worden/so würden anietzo die Manufacturen in Teutschland besser stehen/und die Frantzösische Gold-Grube noch mehr verstopffet seyn.“

pflanzung von Maulbeerbäumen, übersetzte Sully's Anweisung „über Seidenzielung“ ins Deutsche. Sein Rat blieb aber „ob der Nation Faulheit“ fast unbeachtet. Nur der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, folgte ihm mit Erfolg durch Anlagen zu Vayts, Hochheim, bei Würzburg.¹⁾ In Wien kam ähnlich wie zu München eine Seiden-Kompagnie zu Stande. Doch wurde Becher, wie er sagt, „von derselben verstoßen“ und das Direktorium zwei Kaufleuten überlassen. Doch hätten diese die besten Manufakturen für sich genommen, die schädlichen der Kompagnie zudirigiert. Auch der Kammer-Präsident Sinzendorf habe in diesem trüben Wasser gefischt und sich für etliche tausend Reichsthaler Seiden herausgenommen für seine Strumpfmanufaktur, für welche er das privilegium Monopolii hatte.²⁾

Becher bestrebte sich trotz aller ihm überall entstehenden Schwierigkeiten eine „Oriental-Kompagnie nach Konstantinopel“ ins Leben zu rufen. Nach vielen Mühen erlangte der kaiserliche Botschafter, Graf Lessle bei der Ottomanischen Pforte die Freiheit, das „Negotium zu thun.“ In Wien bildeten Staatsbeamte und reiche Kaufleute eine Handels-Kompagnie und schossen großes Kapital zusammen. Becher wurde umgangen, dagegen einem Kaufmann von Passau, Namens Fuchs, das Direktorium übertragen. Dieser machte nun Spekulationen in verschiedenen Monopolen, liefs sich in immer größere Verbindlichkeiten ein, bis er schliesslich fallierte und zwar als Opfer der Gegenoperationen des Präsidenten Sinzendorf. Da indes Fuchs von letzterem gefürchtet wurde, so habe man, um ihm „als einem verwegenen, unverschämten Menschen das Maul zu stopfen,“ eine Wollenmanufaktur angefangen und ihn hiebei zugelassen. Dieser aber habe dann aus dem Kaiserlichen Werkhaus die Fabrikanten, die dem Kaiser soviel Geld kosteten, — zum Leidwesen Bechers — teilweise abtrünnig gemacht.³⁾

¹⁾ Nürrische Weisheit, S. 7.

²⁾ A. a. O. S. 117 ff.

³⁾ A. a. O. S. 112 ff.

Da Becher in den österreichischen Erblanden je länger, je weniger mit seinen, wenn auch noch so triftigen, Vorschlägen durchdrang, so strebte er „sich zu dem römischen Reich zu kehren, verhoffend, es würden zum wenigsten dort noch Leute gefunden, welche das gemeine Beste beobachten und dessen Beförderer aestimiren würden: Nun konnte ich — sagt Becher — es nicht besser und vorsichtiger angreifen, als an dem Orte zu helfen, wo es am meisten fehlt, nämlich im Reichs-Ærario, darüber der Reichs-Pfennigmeister bestellt ist, welches Cassa so arm, daß er bißweilen den Nahmen nicht mit der That hat, nemlich zu Zeiten nicht ein Pfennig darinnen ist, unterdessen soll gleichwohl das Speyerische Cammer-Gericht,¹⁾ Justitz und Militz davon bezahlt werden und seynd auch die Römer-Monate lang anticipirt oder weil das Reich grosse Kosten und Ausgaben gethan, lange nicht zu hoffen.“ Becher arbeitete ein Gutachten aus und überreichte es dem Kaiserlichen Bevollmächtigten zu Regensburg, dem Bischof Marquard von Eichstätt. Der Vorschlag war folgender: 1. „Daß das General-Post-Amt in Teutschland, welches ein Reichs-Lehn, und biß dato nicht einen Heller zu des Reichs Lasten tribuirt, viel tausend hingegen aus dem Reich ziehet, demselben auch etwas beytragen sollte: Oder deutlicher zu sagen, daß dasselbige gantze Werck dem Reichs-Ærario inferirt werden sollte, welches man durch deutsche Leute so gut oder besser, als es nun geschicht, bestellen lassen würde. Wann man rechnen will, was der Graf Taxis zu Brüssel jährlich aus dem Post-Wesen ziehet, und was noch jeder Post-Meister in Teutschland aufstecket, wann solches, sage ich, dem Reichs-Ærario zukäme, die deutsche Nation würde danckbarer seyn, als nun der Graf Taxis; dann man wohl weiß, was er von den Teutschen hält und redet. 2. Die Handwercks-Gesellen in dem Röm. Reich sind keine Knechte, sind auch keine Herren, und haben doch bürgerliche Nahrung, gewinnen mehr als die Bauren, geniessen des allgemeinen Friedens, und geben doch nicht einen Heller

¹⁾ Der jährliche Unterhalt desselben betrug um 1680 62952 Thaler.

Auflage, sondern übernehmen noch ihre Meister, sind infolent, und versauffen auf den Sonntag mehr, als mancher Bauer die gantze Woche verdient: Diese Leute nun solten billich, weil sie von bürgerlicher Nahrung leben, auch etwas zu der allgemeinen Beschwerung tragen, welches leicht geschehen kan; ich habe sie auch geneigt darzu befunden, dann sie halten es selbst vor billich, weil sie in dem Röm. Reich ihre Freyheit und Privilegia haben, daß sie auch darbey tragen, um solche zu erhalten: Weil nun ihre Sachen in grosser Ordnung stehen, so kan leichtlich darinn solche Anstalt gemacht werden, daß die Gesellen Sonntäglich bey ihrer Zusammenkunfft etwas in die Büchsen legen, welches qvatemberlich zusammen getragen, an die Creyfs-Zunfft oder den Empfänger gelieffert werden kan. Es ist ein leicht practicirliches Mittel, ohnempfindlich, und kan doch jährlich auff die hundert tausend Reichsthlr. eintragen, dann ich bin hierauff curiöfs gewest, und habe michs was kosten lassen, um der Handwercks-Gesellen Gelegenheit zu wissen. 3. wann Chur-Pfaltz den Wildfang prætendirt, so kan vielmehr das Röm. Reich und dessen Ærarium was prætendiren an die Advenas, die aus frembden Ländern ins Röm. Reich wohnen kommen, darinnen hausiren, handeln und wandeln; insonderheit solte man auff die herumschweiffenden Buckel-Krämer, Frantzosen, Italiäner, Savojarden, Friauler, Spazacamin, Qvacksalber, Gauckler, Comödianten Achtung geben, und nirgends im Röm. Reich einen Jahrmarckt zulassen, wo nicht ein ieder was ins Reichs-Ærarium contribuirte, es würde jährlich ein grosses machen. Endlich so fehlt alles an rechter Industrie des Reichs-Fiscals, es will warlich mit blosser Doctorey nicht gethan seyn, es gehören Mechanische und Mercantilische Studia darzu: Ich weiß noch auf eine Million Rthlr. confiscebilia allein unter den Kauffleuten, wormit niemands communication haben kan, weil solche Sachen nicht nur zu confisciren, sondern auch zu bestraffen seyn.“

Der Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg (1653 bis † 1690, 1685 Kurfürst von der Pfalz) habe zwar diese Vor-

schläge beim kaiserlichen Hof-Kanzler Hoher warm befürwortet, aber dessen „Passion gegen ihn — Becher — wäre grösser als die Raison gewesen.“¹⁾

Als letztes Mittel, welches Becher vorschlug, den gesunkenen Wohlstand Deutschlands zu heben, ist die von ihm empfohlene Kolonialpolitik zu nennen. Er sagt selbst hierüber: „Ich habe gerathen, man sol sich hieraus, in Europa und Teutschland nicht um ein Fuß breit Landes schlagen, und so elend einander würgen, sondern man solle lieber nach West-Indien segeln, alda sey noch gutes und herrliches Land genug, man soll solches coloniren, cultiviren, Wein, Seiden, Wolle, Baumöhl, und solche Früchte alda bauen, welche man nun aus der Fremde holen, theuer bezahlen, und das Geld dafür hinaus tragen muß, auf solche Weise aber bleibe das Geld in Teutschland und könne man die in Teutschland fabricirte Manufacturen nach West-Indien schicken, und um selbige Waaren vertauschen, also darinnen und hieraufsen Nutzen thun, und einen Handel dahin ziehen: Wir sind ja so wohl Leute als andere, und verstehen den Feldbau so wohl als andere: Haben auch bedürfftige Leute und Cadetten genug: haben auch Gelegenheit aus der Ost- und West-See von Stetin, Stralsund, Rostock, Lübeck und Hamburg dahin zu fahren: haben in dem Röm. Reiche die vier Haupt-Flüsse, die Elb, Weser, Rhein und Donau, worauff ein grosser Theil von Teutschland kan befahren werden. Hätten auch im Röm. Reich solcher Waaren Verschleufs genug, wenn wir die fremden daraus liessen. Wie solches alles weitläufftig und umständig in einer Schrifft an Tag gegeben, unter dem Titul: Unvorgreiffliche und wohl-gemeynte Gedancken, wie nach diesem Kriege, bey verhoffentlich erlangten Frieden, dem ruinirten Teutschland wiederum aufzuhelffen sey. So lächerlich und unmöglich nun anfangs

¹⁾ Becher fügt die Worte bei: „Kein Chur-Fürst von Mayntz Johann Philipp/ als Reichs-Cantzler/ lebt mehr/ der das Hertz hätte/ eine solche Sache zu treiben/ die andern scheuen sich/ wann sie vermercken/ daß mans am Käyserl. Hofe nicht gerne siehet.“ Närrische Weisheit, S. 135—140.

unsern Teutschen diese Proposition vorkommen, so umständlich fangen sie nun an diesem Wercke nachzudencken, und allgemach zu mercken, was es sey, im Fall der Noth eine Retirade zu haben, und dafs nicht nur alles von den Unterthanen erpreßt werden könne, sondern auch etwas aus der Fremde geholet werden müsse, dafs unsere Nachbarn auff solche Weise reich werden, und dafs Holland selbst nun sehe, was es an Brasilien verlohren, und vor diesem daran gehabt habe. Niemand wird es läugnen, dafs ich der Erste bin, welcher öffentlich im Druck die hochteutsche Nation dazu animiret habe, auch die Sache bereits so weit gebracht, dafs man nun einen guten Effect darvon sehen könnte, wann nicht diejenigen, welche das Werck befördern hätten sollen, solches selbst hintertrieben und gehindert hätten.“¹⁾

¹⁾ Über sein Projekt „Neu-Hanau in West-Indien“ sagt Becher in seiner Nürrischen Weisheit. S. 103: „Dafs Spanier / Portugiesen / Frantzosen / Engelländer / Holländer / Schweden und andere Nationen in West-Indien Colonien haben / ihre arme Leute und Unterthanen auff eine Zeit hinschicken / und sich dort bereichern lassen / auch von dannen nach ihrem Lande Handel und Wandel treiben / das ist weißlich und wohl gethan. Wann es aber die Hoch-Teutschen thun wollen / so ist es die gröste Narrheit von der Welt / da doch keine Nation ist / zu guter Regierung / Militz und Feldbau / so beqvem / als die Hoch-Teutsche / so gar / dafs andere Nationen Hoch-Teutsche zu ihren Gubernatoren in Indien eingeladen haben. Es fehlt auch in Teutschland an armen Leuten nicht / die Lust darzu haben / und nun unter dem schweren Joch der Ost-Indischen Compagnie nach Ost-Indien gehen; man hat auch in Teutschland Gelegenheit genug / was aus West-Indien kommt / wiederum dahin zu verhandeln / und andere Waaren dargegen hinein zu schicken / es fehlt auch an Gelegenheit zur See nicht / dann wir haben vornehme Reichs-Städte / so an der See gelegen: So fehlts in West-Indien an gutem Lande nicht. Darinn aber war es unweißlich gethan / dafs / da es durch den Grafen von Hanau angefangen / dessen eigene Befreunde die Sache verkleinerten und hintertrieben / und dann / dafs die West-Indische Compagnie in Holland kurtz hernach gantz cassirt / eine neue Regierung formirt / und aller der vorigen Transactiones auffgehoben worden; zu geschweigen / dafs nun die Frantzosen Qviana gar hinweg genommen / welcher gestalt / wann man gleich Millionen angewendet hätte / sie alle verlohren gewesen wären: Es war derohalben damahls mehr nützlicher / dafs es nicht vor sich gieng / und doch nützlich / dafs es proponirt wurde / damit die Natur der Proposition recht erkennet / und was pro und contra

Becher machte durch seine Projekte sich eine Menge Feinde. Die einen sahen sich durch diese in ihrem Erwerb bedroht, die anderen erblickten in ihm und in seinen stets sprudelnden Plänen Hindernisse ihrer werbenden oder noch zu erstrebenden Monopole. So schlug er vor, der Kaiser solle, da ja alles Quecksilber im Reiche kaiserliches Eigentum sei, allein hieraus den Nutzen ziehen. Es könnten aus der Darstellung von Sublimat, Praecipitat und Zinnober jährlich 50000 Rthlr. gewonnen werden. Man brauche nicht allen Gewinn den holländischen Wasser-Ländern und den Venetianern zu lassen. Allein aus Mißgunst gegen seine Person hätten der Präsident Sinzendorf und seine fremden Kreaturen und Favoriten den Vorschlag hintertrieben, so daß die 50000 Rthlr. jährlich Fremden gelassen werden müßten, und „dennoch klage man allzeit am kaiserl. Hof, man habe kein Geld, und Dr. Becher thue nichts.“¹⁾ Man habe vom kaiserl. Hofe aus, an statt versprochener „Protektion und Promotion“ des durch ihn aufgerichteten kaiserl. Kunst- und Werkhauses, die Manufakturen mehr verhindert als gefördert. So habe man in dem Privilegium des Unternehmens ausdrücklich ihm zugesagt, wenn er ausländische Fabrikanten nötig habe, würden ihm die nötigen Pässe erteilt. Als er nun eine Partie Handwerksleute in Frankfurt, Köln und Holland zusammen gebracht und um die Pässe geschrieben, habe die Hofkammer diese zuerst zugesagt, sodann aber verweigert. Becher „mußte also mit Schand und Schaden die geworbenen Fabricanten wieder gehen lassen“, und „darnach wurde geschrieben, er solle unverrichteter Sachen nicht wieder zurückkehren, wenn er nicht in große Ungnade fallen wolle.“ Unterdessen wurde Becher nicht ein Heller

passiren kunte/ erfahren würde/ wann sich die hohe Teutsche und Fürstliche Häuser noch eine Zeitlang dergestalt vermehren/ und man den Cölibatum doch nicht zulassen will. Item/ wann der Frantzosen Proceduren nicht gesteuert wird/ so dörrfte man noch wohl mit der Zeit an die Hoch-Teutsche/ Indische Concept gedencken/ und alsdann vor weise halten/ was nun nährisch geschienen. Ein mehrers hievon in meinem Commerciën-Tractat.“

¹⁾ Nährische Weisheit, S. 55, 56.

Geld (zur Bestreitung der Kosten seiner großen Reisen) geschickt, seine Besoldung zurückgehalten,¹⁾ Präsident Sinzendorf aber verdächtigte ihn bei Hofe, als habe er diesen beleidigt. Zugleich liefen in Wien allerlei Ausstreunungen um: „Becher habe keine Verdienste, er habe nichts geleistet, wüßte seinen Herrn nicht zu bedienen; er nehme Geschenke an, sei ein heimlicher Spion, Säufer, Hurer, Spieler.“ Diesen Verdächtigungen wurde Glauben geschenkt und Becher seiner Stelle entsetzt. Sinzendorf habe beim Abschied, sagt Becher, zu ihm geäußert: „Es sey ihm leid, daß er in solches Geschrey kommen, er zweifle gantz nicht daran, daß solches nicht wahr sey, es sey ihm aber leid, daß andre seine Collegen nicht auch der Meynung wären, sondern den Principalen mit widriger Meynung angefüllet, er seines Theils könne den gantzen Hof gegen ihn nicht länger portiren, müste bereits viel seinetwegen leiden, daß er sich so familiar mit ihm eingelassen, es sey ihm von Herten leid, daß er sich von ihm scheiden müste, er solle sich nur eine Zeitlang retirade halten, es würde schon mit der Zeit besser werden, und diese trübe Wolcke vorbey gehen, er wolle schon mit Gelegenheit seiner wieder im guten gedenken.“

Becher fiel anscheinend völlig in Ungnade. Es blieb ihm nichts übrig, als Wien den Rücken zu kehren, seine Güter im Stiche zu lassen und froh zu sein, Leben, Weib und Kinder gerettet zu haben. Das war 1678. Bitter spricht er sich über den Zusammenbruch seiner Bestrebungen, über seinen Wiener Aufenthalt aus: „Ich habe nun 10 Jahr über (seit 1669) nicht zu meinem Absehn und Ruhe kommen können, sondern bin durch böse Leute, welche mir mein Stücklein Brod, meine Ruhe, und diejenigen wenigen Gaben, welche mir Gott mitgetheilet, mißsgegönnet, wie ein Ball von einem Ort zum andern, von einem Unglück in das ander, von einem Schaden in den andern, von einer Weitläufigkeit in die andere geworffen worden.“ (s. Seelenweisheit). „Gegen so theure

¹⁾ A. a. O. S. 124, 125.

Käyserl. schriftliche Versicherung muß ich mit Weib und Kindern wegen meiner so treu gehabten Intention, Kosten und Arbeit, mit viel tausend Verlust aus Teutschland exuliren. Das ist nun mein Dank- und Lehrgeld. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, der erste, welcher Teutschland die Augen in Negotien auffgethan, der von Introduction der Manufacturen redet, schreibet, und sich wirklich in der That bemühet, auch der Teutschen Nation den Zustand ihrer Commerciën klar vor Augen gestellet hat, werde auch wohl hoffentlich der letzte seyn, dann sich ein ieder ehrlicher, teutscher Patriot an mir spiegeln wird, es wäre denn Sache, daß er auch so eine weise Narrheit, wie ich begangen, begehen wolte, dafür aber ieglichen ehrlichen Teutschen GOtt behüte! Dann mich kostet es Ehre, Haab, Guth und Leben.“¹⁾

Dr. Becher erhielt für die schweren ihm widerfahrenen Kränkungen und böswilligen Verdächtigungen noch zu Lebzeiten glänzende Genugthuung. Sein Feind und Widersacher Hofkammerpräsident Graf v. Sinzendorf wurde 1680 in Anklagezustand versetzt und durch Strafurtheil gegen ihn erkannt wegen Verbrechen im Amte, Veruntreuungen und Unterschlagungen auf Amtsentsetzung, schwere Ehren- und hohe Geldstrafe!

Becher hat sich 1678 von Wien über Salzburg nach dem Niederrhein begeben und nahm Wohnsitz in Harlem. Er stand in Unterhandlungen mit mehreren deutschen Fürsten wegen Gründung einer Kompagnie nach Westindien. Es schien, als wolle er in die Dienste des Herzogs von Mecklenburg-Güstrow treten. Doch trat er dem Gerücht entgegen, als werde er sich von neuem in das Hofleben begeben: „ich bin vielmehr beschäftigt, meine Sachen zur Richtigkeit zu bringen, alsdenn mich zur Ruhe zu begeben; ich vermeynete einen Platz in Holland dazu zu erkiesen, befinde aber ein sehr ungesundes Clima darinnen. Wenn das West-Indische Werck in Gang käme, so gienge ich alsobald dahin. Indessen haben

¹⁾ Nürrische Weisheit, S. 135.

mir Ihr Hochfl. Durchl. Hertzog Gustav Adolph¹⁾ zu Mecklenburg Gustrow eine Retirade, tuguriolum, laboratorium, eremitorium, oder wie mans etwa nennen will, in Dero Landen zu bauen und ad dies vitae zu fundiren gnädigst versichert, allwo ich etwa mit ein paar guten Freunden latitiren werde. Kan ich von dannen sowohl Ihr. Käyserl. Maj. als dem Hertzoge mit Rath und That dienen, so bin ich willig als schuldig, solches zu thun, ich muß ja aller Orten die Kost verdienen und wird niemand sagen, daßs er mir etwas umsonst gethan, welches ich nicht doppelt recompensiret hätte. Da hast du mein neues Hofleben und meine Residentz oder Pallast, der in einem Laboratorio, Dormitorio, Oratorio, Apothek, Bibliothek und einer kleinen Druckerey bestehen wird, und must du nicht meynen, daßs mich zu dieser Resolution die gegenwärtige Verfolgung treibe; Ach nein! Es ist schon in das vierdte Jahr, daßs ich damit umgehe, und kann noch kommen, daßs ich sterbe, ehe ich es effectuire, indessen suche ich gleichwohl einen Port, und womit ich nun 10 Jahr umgehe, mit ein paar guten Freunden in der Stille, Ruhe und Untersuchung der Natur, auch meinen Nächsten docendo et medendo zu dienen, mein übriges Leben zuzubringen. Ich habe bereits dergleichen retirade und tuguriolum an dem Käyserl. Werck-Hause zu Wien gebauet, und vermeynet, mein Leben allda mit Beten und Arbeiten zu der Ehre Gottes, Ihr. Käyserl. Maj. Nutzen, und meiner eigenen Vergnügung und Subsistentz zu beschließen, ich bin aber durch unbillige Verfolgung davon vertrieben und nicht dabey mainteniret worden, derentwegen gedencken müssen, daßs es GOTT also haben wollen.“ (s. Seelenweisheit).

Becher hielt sich 1678 und 1679 meist in Harlem auf, war auch im Haag.²⁾ In Harlem suchte er durch seine Kenntnisse der Seidenfabrikation sich eine Existenz zu gründen, nachdem die Westindische Kompagnie nicht zu Stande kam. „Zu den

¹⁾ Geb. 1633, reg. seit 1636.

²⁾ Becher war am 27. April 1678, sowie am 30. März 1679 im Haag, am 14. Februar 1679 in Amsterdam.

Seidenmanufakturen ist es ein herrlich Werk und viel tausend werth.“ Die Erfindung eines Seidenflatorium, einer Seidenabwindemaschine, stellte er der Stadt Harlem zur Verfügung. Letztere errichtete eine große Fabrik, 300 Schuh lang, welche 40000 Gulden zu bauen kostete. Während Becher glaubte, „nunmehr einmal in Ruhe ohne Herrendienst ein ehrlich Stücke Brodt von seiner Arbeit zu geniessen,“ ruhten seine Feinde am Kaiserlichen Hof zu Wien nicht, verdrängten ihn auch aus dieser Stellung, durchkreuzten seine übrigen Pläne, über welche er mit den Generalstaaten in Unterhandlung getreten war, so daß er in äußerster Armut noch 1679¹⁾ nach England sich wenden mußte.²⁾ Aller Mittel entblößt, verlassen, verarmt, unbekannt, fremd kam er hier an. Doch fand er in der größten Not einen Retter. Der Ruhm seiner Werke war bis nach England gedrungen. Hier hatte er begeisterte Verehrer seiner Schriften, so insbesondere seiner *Physica subterranea*. Der Leibarzt des Königs Karl II. von England, Dr. med. Edmund Dickinson suchte, sobald er von Bechers Ankunft gehört hatte, obwohl selbst ihm unbekannt, als treuer Schüler ihn auf, tröstete ihn, half ihm, empfahl ihn bei Hofe und erwarb ihm die Gunst des Königs und insbesondere des Prinzen Ruprecht von der Pfalz.³⁾ Dickinson gab Becher auch die Mittel zur Einrichtung eines Laboratoriums und unterstützte ihn derart mit Geldmitteln, daß er in London noch

¹⁾ Nürrische Weisheit, S. 16: „Als ich letztens nach Schottland reisete/ und bey 28 Tage auff der See war/ in sehr grossen Stürmen/ Schlingerungen und Bewegungen des Schiffes/ hatte ich Gelegenheit genug/ experimenta zu nehmen/ ob eine perpendicular-Bewegung (einer Uhr) auff einem Schiff/ und dessen Sturm und Bewegung sich correct practiciren liesse/ habe aber das Contrarium befunden/ und absonderlich noch andere Mängel notirt/ die ich in einem absonderlichen Tractat beschrieben/ und in London drucken lassen/ unter dem Titul: De nova temporis dimetiendi ratione.“ Diese Schrift schrieb Becher im Januar 1680. Dieselbe erschien in Frankfurt bei M. G. Weidmann noch 1680.

²⁾ Nürrische Weisheit, S. 15, 175.

³⁾ Sohn des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz, geb. 1619, gest. 1682. Er war Geschwisterkind mit König Karl II. von England.

eine fruchtbare wissenschaftliche Thätigkeit, vor allem in der Chemie, entfalten konnte.¹⁾ Als sogar nach London durch die Person des kaiserlichen Gesandtschaftssekretärs Natiz²⁾ die Wiener Feinde ihre Netze zu erstrecken suchten, blieb Becher durch die Stütze seiner neuen Freunde vor weiteren Nachstellungen sicher. Diese Verfolgungen hörten sogar gänzlich auf, als 1680 den Grafen Sinzendorf die Nemesis ereilt hatte. Becher erfreute sich der Gunst des Herzogs von Lauderdale, sowie des Parlamentsmitgliedes Ritter Johann Weildmann. Wegen seiner Erfindungen erhielt er an Prinz Ruprecht von der Pfalz einen besonderen Gönner. Dieser stand an der Spitze grosser Unternehmungen, so der „Biber-Kompagnie in Amerika“, und betrieb eine Geschützgießerei im Grossen. Auf Anregung des Herzogs von Lauderdale³⁾ weilte Becher 1680 und 1681 in Schottland der Bergwerke wegen, hielt sich auch im Hafen Falmouth an der äussersten Küste Englands „vulgo Landes Ende“ (Cornwallis) und auf der Insel Wight auf. Becher stand in London in Beziehungen mit der Königlich Englischen Gesellschaft im Collegium Greshamense. Doch kam er nicht aus seinen gedrückten Vermögensverhältnissen heraus. Als ihm in dieser Beziehung Besserung beschieden schien, indem er mit dem Herzog von Mecklenburg wegen Übersiedelung nach Güstrow verhandelte, überraschte ihn der Tod, 1685.⁴⁾ Becher starb, ferne von den Seinigen in solcher Armut, daß seine Freunde auf ihre Kosten ihn beerdigen ließen. Er erhielt unter Erstattung letzter Ehren seine Ruhestätte zu London in der Kirche S. James in the field in S. James Street unter der Kanzel.⁵⁾ So starb der grosse deutsche Gelehrte, angeblich wieder Protestant geworden, 50 Jahre alt, verdächtigt vom Vaterland, geehrt vom Ausland!

¹⁾ Siehe Vorrede Bechers zu seinem 1689 erschienenen *Tripus hermeticus fatidicus*.

²⁾ Nürrische Weisheit, S. 57.

³⁾ A. a. O. S. 47.

⁴⁾ Es wird auch behauptet, Becher sei schon im Oktober 1682 gestorben.

⁵⁾ Zincke, Vorrede zum politischen Diskurs, Auflage 1754.

Als Schriftsteller war Dr. Becher ungemein fruchtbar. Die Zahl seiner Werke beträgt über 50.¹⁾ Von diesen seien drei hervorgehoben.

Sein volkswirtschaftliches Hauptwerk ist sein *Tractatus de Commerciis, Monopolio, Polypolio et Propolio*, in späterer Auflage betitelt: *Politischer Diskurs*. Während die erste Auflage nur über den Handel sich verbreitet, ist in der zweiten Auflage als 1. Teil eine Abhandlung über die Staatsverfassungen vorgestellt. Als System solcher bezeichnet Becher

¹⁾ Dr. Becher gibt selbst am Schlusse seines 1680 zu Frankfurt a. M. bei Weidmann erschienenen *Experimentum novum ac curiosum de Minera arenaria perpetua seu Prodromus historiae* ein Verzeichnis seiner bis 1680 verfaßten Schriften. Diese sind:

A. In Philologicis: 1. *Character seu Clavis convenientiae linguarum*. Frankfurt 1660, lateinisch. — 2. Dasselbe, deutsch, Frankfurt 1661. — 3. *Idem character compendiosiore inventione super una philura seu uno folio*. Lat. MS. — 4. *Methodus didactica*, deutsch, München bei Witwe Schellin, 1667 in 4.; lateinisch, Frankfurt bei Zunner, in 8. — 5. *Methodi annus primus seu prima affinitas vocabulorum*. Frankfurt bei Zunner, in 8., lateinisch und deutsch. — 6. *Novum Organum Philologicum. Opus decumanum seu Methodi didacticae annus secundus*. Frankfurt bei Zunner, in 8., lat. und deutsch. — 7. *Nomenclatura Adamica, seu methodi annus tertius*. MS., lat. und deutsch. — 8. *Panegyricus Atlanti Medico D. Ludovici de Hornick dictus*. Frankfurt bei Gerlin, in 4., lat. — 9. *De defectu linguae Latinae demonstratio ad oculos*. MS. fol. Lat.-Deutsch. Dazu: *Syllabarium linguae Latinae 50000 verborum. Opus laboriosum et curiosum, hactenus nunquam visum*. MS. Sowie: *Terminationes substantivorum, quotquot exstant, rythmicae*. MS.

B. In Mathematicis: 10. *De motu et usu quatuor Elementorum in Mechanicis. Accedit specialis observatio et novum inventum circa Horologia construenda et temporis mensurationem*. MS. (1667). — 11. *Centuria Parallogismorum Mechanicorum*. MS. — 12. *Catalogus propriarum Inventionum et observationum Mathematicarum*. MS.

C. In Physicis, Medicis et Chymicis: 13. *Solini Saltzhals Regiomontani de Lapide Trismegisto et Salinis philosophicis*; deutsch in 12., 1654. — 14. *Oedipus Chymicus seu Institutiones Chymicae Prodromae*. Frankfurt und Amsterdam; lat. 12. — 15. *Metallurgia seu de Generatione, Refinatione et perfectione Metallorum*; deutsch in 8., Frankfurt bei Serlin. — 16. *Concordantia aliquot millium Processuum Chymicorum*; fol. MS. — 17. *Physica subterranea cum duobus supplementis seu Acta laboratorii Monacensis*. Frankfurt bei Zunner, in 8., lat. 1669. — 2. Auflage, Frank-

die geistliche und die weltliche Obrigkeit; letztere sei entweder monarchisch, oder aristokratisch, oder demokratisch oder gemischt.

Dem geistlichen Regiment sei eigentümlich die Nichterblichkeit. Folge sei, daß jeder geistliche Herrscher zunächst für sich und die Seinen Sorge, worüber vielfach versäumt werde, die Schäden des Landes zu heben. „Wo Pfaffen führen das Regiment, da nimmt es selten ein gut End.“ Vorzüge dieses Systems seien indes folgende Punkte: „Geistliche Herrscher

furt bei Weidmann, 1681. — Weitere Auflage 1702, besorgt von Stahl. — 18. Dasselbe, liber secundus, cui accesserunt mille hypotheses chymicae practicae. MS. — 19. Institutiones Sennerti in Aphorismos redactae. Frankfurt bei Beyer. lat. in 8. — 20. Parnassus medicinalis illustratus seu de Animalibus, vegetabilibus et mineralibus observationes et descriptiones physicae, medicae et therapeuticae, in prosa et poëtice. Thier-, Kräuter- und Bergbuch, Ulm bei Gorlin, fol., deutsch, mit Figuren, 1663. — 21. Psychosophia seu methodus Gnostica ex solius animae consideratione totum necessarium scibile cognoscendi. (Seelenweisheit). Güstrow, bei Scheipelius, deutsch in 8., 1678. — 4. Auflage, 1725. — 22. Cornucopiae naturae seu animalium, vegetabilium, mineralium et artificialium genera et species; fol. MS. Lat.

D. In Juridicis, Politicis et Cameralibus: 23. Joachimi Hopperi Nomothetice, item Sutholti Institutiones nec non Arn. Corvini à Belderen Corpus Juris Canonici in Tabulas Dichotomicas redactae; fol. MS. — 24. De fundando aerario perpetuo in Imperio Romano. (Über Gründung eines ständigen Reichsschatzes) (1673). — 25. De milite perpetuo alendo in Imperio Romano (Über den Unterhalt eines stehenden Reichsheeres). — 26. Inextinguibilis et semper scintillans fomes turbarum et tumultuum in Imperio Romano. — 27. Methodus in Germania manufacturas fabricandi et peregrinas, juxta ultimum Edictum Caesareum excludendi; deutsch in 4. (Gedanken und Verlauff über das Confiscationswerck der französischen Waaren und Manufakturen in Teutschland — gerichtet an die Reichsversammlung in Regensburg, um 1672, s. auch oben S. 183). — 28. Ventilatio et Consultatio num industria quadam manufacturae fabricari bona conscientia et citra laesionem boni publici possint, ita ut unus homo tantum, quantum multum alii, elaborare possit; deutsch in 4. Frankfurt um 1668. — 29. Tractatus de Commerciis, Monopolio, Polypolio et Propolio, Editio prima et secunda, Frankfurt bei Zunner; deutsch, in 8. — 30. Ejusdem Tractatus tertia editio, cujus Index adjunctus est sub finem Propositioni Superiori de fundando Aerario. Politischer Diskurs, Über den Fortschritt und Niedergang der Städte, Länder und Staaten. (Siehe oben S. 175 ff.) — 31. Memoriale ad imperatorem Leopoldum ratione meae commissionis in

führen selten Krieg, halten fest über die Religion; ist ein Regent übel, so währt es nicht lange. Der Nachfolger ist nicht an eine dynastische Politik des Vorgängers gebunden, wie im weltlichen Regiment.“

Die monarchische Regierung sei am meisten verbreitet, „gleichsam ein Ebenbild der göttlichen Regierung, bey allen Nationen angenommen, der Gemeine sehr vorträglich. Ein Herr, der eine Nachkommenschaft hat, nimmt sich seiner Lande und Leute wohl an und hält bei ihnen aus.“ „Eine monarchische

Imperio habitae, ejusque causa mihi illati damni. Amsterdam 1679; deutsch, in 4. — 32. *Trifolium Becherianum Hollandicum.* Amsterdam 4. Belgice.

E. In *Ethicis et Theologicis*: 33. *Ethica Experimentalis.* Amsterdam, lat. in 16. — 34. *Dubitationes et resolutiones illustres in omni scibili.* MS. — 35. *Bilanx humanae felicitatis et infelicitatis.* Wagschale des menschlichen Glücks und Unglücks. Frankfurt bei Zunner; deutsch in 12., 1669. — 36. *Cardinalis Bonae manuductio ad coelum, carminice.* München bei Schell; deutsch, in 4. (1665). — 37. *Regulae et fundamenta societatis psychosophicae ad imitationem vitae Christianae in primitiva ecclesia.* Frankfurt, deutsch in 12. (vor 1678). — 38. *Ecce Homo seu de Imitatione Passionis Christi.* Nürnberg, deutsch, in 12. — 39. *Commentatio orationis seu SS. Patrum circa orandi studium dicta.* Nürnberg, lat. in 12. — 40. *Suffulcimentum octo Columnarum fundamentalium fidei Christianae hoc tempore corruentium.* Amsterdam, deutsch, in 12. — 41. *Argumentum invincibile pro demonstratione veritatis Christianae,* lat. in 4. — 42. *Theses, disputationes, inscriptiones, poëmeta, satyrae, aliaque chapsodica.* MS. fol. 10 Vol. — 43. *Septenarius lucubrationum seu Discursum Philo-Theosoplicorum de rebus maxime scitu necessariis.* — 44. *Aula et Caula seu descriptio vitae propriae.* MS. —

F. Ferner sind von Becher geschrieben, erst 1680 und später erschienen: 45. *Prodromus historiae.* Frankfurt, Weidmann, 1680. — 46. *Theoria et Experientia de nova temporis demetiendi ratione et accurata Horologiorum constructione, ad societatem regiam Anglicanam in Collegio Greshamensi Londini,* Jan. 1680. Ebenda erschienen. — 47. *Experimentum Chymicum novum.* 1680. Ebenda. — 48. *Urna sortis fortuitae chymica* (Chymischer Glückshafen) (vgl. oben Nr. 16). — 49. *Erbärmlicher Schau-Platz Frantzösischer Schand-, Brand- und Mordthaten,* Frankfurt mit Kupfern, um 1680. — 50. *Dispensatorium secretorum medicorum;* um 1680. — 51. *Kluger Hausvater, kluge Hausmutter, und vollkommener Landmedikus.* — 52. *Närrische Weisheit und weise Narrheit,* geschrieben um 1680 zu London, in 2. Auflage erschienen 1706. — 53. *Lumen trinum,* (nach 1680). — 54. *Tripus hermeticus fatidicus,* zu Frankfurt 1689 bei Schiele erschienen, gewidmet von Becher seinem Freunde, dem Leibarzt des Königs Karl II. von England. Dr. med. Edm. Dickinson.

Regierung ist: Wenn ein Regent eigen Land und Leute hat, welche ihm zugehören, und er darüber seinem Willen nach ohne Einreden und Mafsgeben herrschet, weil er das Regiment erblich hat.“ „Doch gerathen in solcher Regierung die Unterthanen öfters in grosse Noth, Armuth und blutige Kriege, wegen der Monarchen öfterer unersättlicher Begierde, ihr Land zu erweitern, Unverstand, Faulheit, Verschwendung, Successionsstreit und kurzes Leben, deswegen die Unterthanen kaum 30 Jahr eine beständige Regierung haben und meistens den Hofbedienten und Räthen, Vikarien, Hofschrantzen und Favoriten unterworfen sind.“

Die aristokratische Regierung sei dadurch charakterisiert, dafs „ein Ausschufs der besten und verständigsten einer Gemeine gemacht, und von den Unterthanen demselben Treue gelobt und also dieser vor ihre Obrigkeit erkant wird.“ „Hier ist eine beständige Regierung. Denn deren Glieder sterben nicht auf einmal ab, der Succession wegen erhebt sich kein Streit, Tyranny, Unverstand und Verschwendung regieren nicht, oder es wird doch nicht alles von den Bedienten regiert. Republiken floriren besser als Länder, welche durch absolute Herren regiert werden.“ Doch gebe es auch hier Mängel. „Die Vota zu gewinnen giebt's Factiones.“ „Es ist kein solcher Eyfer, Respekt und Resolution da“, wie bei der Monarchie. „So mufs man auch öfters aller dieser Regenten Weiber, Mägde, Kinder, Freunde und Favoriten bestechen, indem jeder weisen will, dafs er was gelte.“ „Bei den Republiken ist ein kaltes, langsames negociiren, rathschlagen, schliessen; zu geschweigen, dafs darinnen wegen Menge der Rathsherrn nichts verschwiegen bleiben kan. Es herrscht ein ewiger Neid, viele trachten nach solcher Stelle, indem jeder sich einbildet“, es stecke ein Herrscher in ihm. „Die aristokratische Regierung ist nicht wenig kostbar, indem so viele ernehret werden müssen, und ieder dieser Gelegenheit und Authorität sich bedienet, und seine Schäflein ins truckene führen will. Jeder denkt auch mehr auf seinen, als der Gemeine Nutzen.“

In der demokratischen Regierung seien „die Obern den Unterthanen Rechnung von ihrer Regierung zu geben schuldig, und diese sitzen, wenn sie wollen, mit im Rath und können selbst ihr bestes beobachten helfen, auch sehen und hören wie es zugeht.“ „In der demokratischen Regierung ist kein Respekt der Oberen, wegen der Menge keine Verschwiegenheit, wegen der meisten Stimmen erfolgt manchemahl ein ungeschickter Entschluß. In dieser Regierung entstehen gar oft Faktionen, Seditionen und Rebellionen.“

„Die Noth hat eine Einrichtung gelehrt und gewiesen, aus allen dreien Arten von Regierungen das beste zu nehmen und ein gemischtes Regiment zu machen“, das entweder monarchisch oder aristokratisch sei. In letzterem Fall hätten die Republiken ihren Herzog, welcher ihr ein monarchisches Ansehen gebe und bald mehr oder weniger eingeschränkt sei. Ihm stünden zur Seite — als aristokratisches Element — die Ratsherrn, — schließlic als demokratisches Element — der große Rat, worin die vornehmsten Bürger seien. Überwiege das monarchische Haupt, spreche man noch von einer Monarchie, seien die Ratsherrn maßgebend, von einer Republik. „Um aber der großen Fürsten und Herren und Regenten ausschweifende Gemüther im Zaum zu halten, hat man die Parlament- oder Landschaftsräthe, Stände und Regierungen gestiftet, von denen nach gewissen Gesetzen der Monarch oder Regent eingeschränkt ist und sich dazu verbindet. Hingegen huldigen ihm diese den Gehorsam und schwören zugleich den Unterthanen, daß sie das Haupt in den Schranken der alten Landes-Gesetze halten und solches wider dieselbe nicht wollen handeln lassen. Sie sind also des Landes-Fürsten Controlleurs.“ „Der Landschafts-Deputirten Amt und Pflicht besteht darin: ihren Herren und die Unterthanen in einer Bilanz zu halten und beyde zu maintainiren, nicht aber zwischen beyden Verbitterungen anzustiften oder eines vor dem andern zu begünstigen oder zu bedrücken.“ „In letzterem Falle haben öfters Könige wider ihr Parlament, dieses wider den König, die Unterthanen wider

beyde blutige Kriege geführt.“ (Frankreich, England, Polen). Zum Schluß sagt Becher: „Ich halte davor, daß diejenige Regierung die beste sey, welche ein weltliches Haupt, das eine Succession hat, führet, diesem aber Land-Stände, welche solches obligiren, und in terminis et mutua obligatione halten, beygefüget werden, und die Land-Stände dem Lande, Bürgern und Bauern, und deren Ausschufs Rechenschaft zu geben verbunden, ja von ihnen auf- und abgesetzt werden können. Denn also fürchtet der Regent die Landstände, und diese müssen ein Auge auf die Unterthanen haben, diese hingegen müssen die Landstände und solche die Regenten fürchten, denn es muß zwischen diesen dreyen eine mutua obligatio seyn, sonst ist an einem Theile eine Last, man kehre es auch, wie man wolle, und es sind weder die Unterthanen der Landstände noch des Regenten gebessert, der doch thut, was er will; also, daß die Landstände in solchem Fall beyden mehr zur Last als nützlich wären, da sie doch sonst der Augapfel eines Landes sind.“

Bechers volkswirtschaftliches System ist kurz folgendes:¹⁾ Die bürgerliche Gesellschaft einer Stadt oder eines Landes sei „eine volckreiche, nahrhafte Gemeine“. „Je volckreicher eine Stadt ist, je mächtiger ist sie auch.“ Sie kann sich leichter feindlicher Angriffe erwehren. „Damit eine volckreiche Versammlung bestehen könne, muß sie zu leben haben; ja eben dieß letztere ist ein Anfang des ersten: Die Nahrung ist ein Angel oder Hamen, wodurch man die Leut herzulocket. Obschon ein Land populos wäre, und im Fal der Noth keine Lebens-Mitl, Nahrung oder Verdienst hätte, so wären die Leut potius oneri quam usui. Gleichwie nun die Volckreichmachung aufs der Nahrung eines Orts quellet, also entspringt die Nahrung aufs der Gemeind: nemlich daß die Leut eines Orts einander unter die Arme greiffen, und einer dem andern durch gemeinen Handl und Wandl zu seinem Stück Brod verhelffe.“ „In einer populosen Statt ist es leichter, als in einem deserten Orth sich

¹⁾ Siehe hiezu: Roscher, Geschichte der National-Ökonomik in Deutschland. S. 273—289.

zu ernehren, indem ein Mensch von dem andern lebet, wie hierinnen alle groſſe Stätt ein Exempel ſeynd. Durch die populirung verſtärckt ſich die leichte Nahrung und durch ſolche der Zulauff der Menschen, hierdurch aber wiederumb die populirung gleichſam in einen ewigen Circul.“

In der Gemeinde ſeien die einen Diener (Obrigkeit, Geiſtliche, Gelehrte, Ärzte, Soldaten), die andern „constituiren essentiallyter die societatem civilem“, nämlich die Bauern, Handwerker, Kaufleute. Letzterer Verhältniſs zu einander bezeichnet Becher alſo: „ein einziger Kaufmann kann verhandeln, was hundert Handwercksleute verarbeiten und ein Handwercksmann verarbeiten, was hundert Bauern ihme an rohen materien zum verarbeiten geben können.“ „Wenn die zwey erſte Stände ruinirt oder im Abnehmen ſeyn, ſo kann der Bauer ſeine Früchte nicht verſilbern.“ „Die Consumption iſt die Seel der drey Stände, der einzige Bindschlüſſel, welcher ſie an einander hefftet, auch von einander leben macht; ja der Consumption wegen iſt der Kauffman-Stand ſo nöthig in der Gemeind, ſo groſſ darinnen der Bauern-Stand.“ „Weil die Nahrung der Gemeinde allein in Verhandlung, Verſilberung ihrer Güter beſtehet, ſo iſt leicht zu erachten, daſſ alles, was dieſes verhindere, auch die darauff fundirte Nahrung und die darauſſ entſpringende populoſität verhindere und ſchwäche.“

„Dieweil das Gelt gleichſamb die Nerve und Seel eines Landes iſt, ſolle man allezeit ſehen, daſſ man das Gelt im Lande behalte und von frembden Orthen noch ein mehrers dazu bringe.“ Mit dem Gelde ſolle man Menschen beſchäftigen, zugleich aber mittels „Verlag“ denſelben zum Abſatz ihrer Erzeugniſſe verhelfen. „Verläger ſind vor Grundsäulen aller Stände zu halten, von ihnen lebt der Handwercksmann, von dieſem der Bauer, von dieſem der Edelmann, von dieſem der Landſfürſt und von dieſen allen wieder der Kauffmann.“ „Diejenige Kauffmannſchaft, von welcher der Staat an Geld und Nahrung gemehrt wird, iſt negſt der Natur die Säuget-Mutter, welche das noch junge Aufnehmen auch der deſerte-

sten Länder zum Sprossen, zur Blüt und endlich herlichen Früchten bringet.“ Kaufleute aber, welche das Geld für fremde Waaren ins Ausland schickten, seien für das Inland „Hummeln, die den armen Bienen den Honig stehlen“. Für das Blühen einer Gemeinde gebe es drei Mifsstände: „das Monopolium (Alleinhandel) verhindere die populosität, das Polypolium (Handelszersplitterung) die Nahrung, das Propolium (Vorkauf) die Gemeinschaft.“

Für ein Land sei es besser, „wenn es viel mittelmäßige reiche und von ehrlicher Bürgerlicher Nahrung Leut hat, als wenn es arm von Menschen ist, und nur etliche wenige hauptreiche Leut unter sich hat.“ Ebenso sei es „einer Gemeinde viel nützlicher, wenn sie eine gewisse Anzahl mittelmäßig reicher Leute, als eine übergroße Mänge Bettler und armer Polypolisten hat.“

Für den Handel bestehe „Freiheit in Zu- und Ausfuhr der Waaren, wenig oder keine Auflagen darauf, daß sich ein Jeder mag ehrlich ernähren, wie er kann und weiß, und sich in Wohnung, Kleider und Trank möge seinem Willen nach betragen,“ „nur daß er nichts zur Verminderung der Volksreichheit, Nahrung und Gemeinschaft thue.“

„Die drei Stände (Bauern, Handwerker, Kaufleute) zu vermischen, ist wider ihre Natur.“ Das seien „elende Handwercksleut, die ohnbestellte Arbeit machen, hernach solche wol ein Jahr auf dem Laden haben oder im Land herum von einem Jahrmarckt zum andern damit lauffen; also das auch unglückselige Bauern, wann sie ihre Feldarbeit müssen stehen lassen und ihre Nohttürlichkeit im Handwerckswesen selbst zu Hauß arbeiten.“ Die Handwerker „werden billich in unterschiedliche Classen getheilt, und nicht jedem zugelassen, allein alles thun.“ Die Zunftmifsbräuche seien abzuschaffen, die Zünfte sollten weiter bestehen. Gewerbefreiheit nötige wohl die Arbeiter zur Lieferung billiger Arbeit, allein die Konkurrenz schmälere ihren Verdienst und halte sie in steter Armut, während die Kaufleute und Verleger sich den Gewinn zu sichern verstünden.

Für den Handel mit dem Ausland stellt Becher als Hauptsatz auf: Was im Inland hergestellt werden könne, solle man nicht im Ausland holen. Es sei besser Waaren zu verkaufen als zu kaufen. Dieses bringe Schaden, jenes einen gewissen Nutzen. Bei Einkäufen sei der Zwischenhandel zu vermeiden. Die Ausfuhr von Rohstoffen sei höher zu besteuern, als die von fertigen Waaren. Die Einfuhr letzterer sei zu verhindern, die von Rohstoffen zu begünstigen. Rohstoffe solle man gegen Inlandswaaren eintauschen.

Den Großhandel sollten Handels-Kompagnien treiben. Eine solche „hat mehr Mittel und Credit, gehet auch viel sicherer, als ein Privathandelsmann, welcher viel ehrer verderben kann, als so eine gantze Compagnie, welche mächtig ist, und einer Sachen aufswarten kann.“ Der Kompagnie sei ein Privilegium zu erteilen. Ohne dieses könne selbst sie „leichtlich über den Hauffen geworffen werden, wenn andere Kauffleuth, die mächtiger seynd, wider sie ein Compact machen; denn also verderbt dieser, der aufhalten kann, die andere, so weichen muß.“

„Consumption und debit“ (Verschleiß) werden um so größer sein, „wenn es jedem frey steht, wie und wo er bestens kan, seine Güter einzukauffen und wiederumb zu verhandlen. Es ist aber sehr billich, nöthig und nützlich, wenn man diejenige, so etwas neues dem gemeinen Wesen zum besten introduciren, auff gewisse Zeit und auff gewisse Zahl der Personen privilegirt“ (Patente erteilt).

Ein Ideal war für Becher, daß der Staat auf Grund seines „Commerzienregals“ den wirtschaftlichen Zustand organisiere durch vier Anstalten, nämlich: 1. ein Provianthaus — dieses solle auf 10 Meilen in der Runde um feste Taxen den Bauern ihre Früchte abnehmen und sie mit mäßigem Aufschlag an die Konsumenten abgeben, — 2. ein Kunst- und Werkhaus zur Beschäftigung aller Arbeitslosen¹⁾ und Arbeitsuchenden, —

¹⁾ Hiezu sagt Becher: „Was nutzt ein Dieb, der umb fünffzig Gulden ist gehängt worden, sich oder diesem, dem er gestohlen? da er doch im Werckhaufs in einem Jahre wohl viermal soviel wieder verdienen

3. ein Kaufhaus, wo die Kaufleute für ihre Waaren Gewölbe besäßen und wo die Handelsumsätze stattzufinden hätten, — und 4. eine Bank, deren Bestände aber nicht zu Kriegs- oder Hofzwecken entnommen werden dürften und über allem ein „Commerz-Collegium“, zur Förderung der „Floriantz“ der Bauern und Handwerker, zum Schutz des Handels, indem es „achtung zu geben hat ex professo auf die Vermehrung, Er- nehrung und Gemeinschafft eines Landes.“ In demselben sollten vertreten sein: Juristen, Kaufleute, Industrielle und Kameralisten.

Bei diesem Ideal hat Becher stets mehr das Volkswohl als den Fiskus vor Augen. Denn „die Gemeinde ist nicht umb der Obrigkeit, sondern die Obrigkeit umb der Gemeinde willen da“. Die Gemeinde, der Staat sei bei der thatsächlich vorhandenen Empfindlichkeit überhaupt vorsichtig und klug zu behandeln; denn der Staat leide leicht an Hektik, wo dann erst das Blut (das Geld), hierauf das Fleisch (die Nahrung), zuletzt das Mark (die Volkszahl) hinschwinde. Hiegegen dürfe nicht mit Purganzen und Aderlässen (neuen Steuern), sondern nur durch humectantia, nutrientia und refrigerantia (durch kräftigende, nährende, klärende Mittel) gewirkt werden. (Roscher S. 273.)

Als den „Schatz seiner Schriften und Wissenschaft“ gab Becher (1678) aus seinen „Chymischen Glückhafen, oder grosse Chymische Concordantz von 1500 Chymischen Prozessen, aus den besten Manuscriptis und Laboratoriis durch viele Mühe und Kosten, sowohl seiner als des Verlegers, zusammen gebracht“, worüber er selbst folgendes sagt: „darinnen habe ich die Chymia dergestalt mit allen ihren Handgriffen und solche Arcana en- decket, dergleichen noch von keinem geschehen, deswegen mir viel noch nach meinem Tode dancken werden, sonderlich wenn sie der rechten Anweisung folgen und nachgehen. Unver- ständige Laboranten, deren eine grosse Menge, beruffe ich nicht darzu, denn sie werden wohl blind darinne greiffen,

kan, zumalen da ein Dieb ein gewisses Zeichen eines Müßiggangs oder Armuths, der von der Obrigkeit herquellert, ist, die nicht Achtung bei Zeiten auf solche Leuth gibt.“

welches sie aber nicht mir, sondern der Unwissenheit, und dafs sie die rechten Handgriffe nicht besser erlernt haben, wollen zuschreiben.“ (Seelenweisheit). Bechers Wunsch ging glänzend in Erfüllung. An seine wissenschaftlichen Ergebnisse knüpfte weiterbauend kein Geringerer an als G. E. Stahl (1660--1734), der die für die Entwicklung der Chemie lange Zeit so mafsgebende sogenannte Phlogistontheorie aufstellte und seinerseits aussprach: „Becheriana sunt, quae profero“. Becher hat seine für die Entwicklung der Stahl'schen Phlogistontheorie in Betracht kommenden Ansichten ausgesprochen zumeist in seiner *Physica subterranea* und sagt: Die entferntesten Grundstoffe aller Körper seien Wasser und Erde. Aus diesen seien als Grundbestandteile aller noch so verschieden zusammengesetzten Körper drei Substanzen, drei Erden, gebildet, nämlich: 1. die erste Grunderde, die sich als glasartig, steinartig, schmelzbar äufsere, 2. die zweite, die feuerfähige, fettige Grunderde, 3. die merkurialische, metallmachende, flüssige Erde, welche Substanzen früher ungeeignet als Salz, Schwefel und Quecksilber bezeichnet worden wären. Der Gehalt eines Körpers an steinartiger oder verglasbarer Erde bedinge die Feuerbeständigkeit und Verglasbarkeit, auf dem Gehalt an fettiger Erde beruhe die Consistenz, die Farbe, der Geschmack, auch die Verbrennlichkeit, auf dem Gehalt an flüssiger Erde die Geschmeidigkeit der Metalle, auch deren Schmelzbarkeit, Flüchtigkeit, Geruch und Glanz. Dafs Becher diese Grundbestandteile in abstraktem Sinne erfaßte, wurde als sein besonderes Verdienst angesehen. Dieselben seien Träger wichtiger Eigenschaften, und sei in allen Körpern ihr Vorhandensein in mannigfachster Vermischung anzunehmen, wenn man das Vorkommen der Eigenschaften der Körper und deren Verhalten erklären wolle. Die Grundbestandteile könnten indes nicht in reinem Zustande durch eine darstellbare Substanz repräsentiert werden. Die Verbrennung hielt Becher nicht nur für einen chemischen Vorgang, welcher auf dem Gehalt an fettiger Erde und dem Ausscheiden der flüchtigeren Teile beruhe, sondern wesentlich auch für einen physikalischen oder mechanischen:

eine Zerteilung des brennenden Körpers. Stahl aber lehrte, die Brennbarkeit aller Körper beruhe auf dem Gehalt eines bestimmten, für sich nicht rein darstellbaren Körpers, der bei der Verbrennung entweiche, beziehungsweise dessen Entweichen die Verbrennung bedinge, und dieser Körper sei das Phlogiston. Diese Theorie bildet eine Stufe in der Entwicklung der Chemie.¹⁾

Die dritte hervorzuhebende Schrift Bechers ist seine „Närrische Weisheit und Weise Narrheit.“ Sie zerfällt in zwei Teile. Der erste ist betitelt: „Närrische Weisheit, oder (51) Conzepte, welche dem äusserlichen Ansehen nach närrisch, irraisonable und unmöglich geschienen, dennoch in praxi wohl succedirt, und mit Nutzen reussiret.“ Als solche zuerst von der Welt als närrisch verlachte Weisheit bezeichnet Becher unter anderm auch die Erfindung des Magnets und dessen Gebrauch, allerhand Entdeckungen der Welt in Ost- und Westindien, die Entdeckung auf „eine Teutsche Meil mit einander zu reden,“ das Pulver, die Wettergläser, eine allgemeine Sprache und Schrift. Wenn diese Erfindungen auch zuerst als thöricht, ungereimt, unmöglich erschienen seien, so hätten sie sich doch bewährt: „Darum man nicht alle Speculanten vor Gecken und Narren halten soll, als welche einen Sparren zu viel haben, sondern man muß wissen, daß durch solche Leute der Welt grosser Nutz und Dienste gethan worden, und daß sie damit ihre Mühe, Zeit und Geld verlohren, nur damit sie dem gemeinen Wesen dienen möchten. Und das alles zu erfinden, zu practiciren und endlich zur Vollkommenheit zu bringen, was vor Zeit, Mühe und Geld hat das gekostet? fürwahr viel Millionen, etliche hundert Jahre und manches Mannes ganzes Leben!“²⁾

Der zweite Teil führt den Titel: „Weise Narrheit oder Concepte, welche dem euserlichen Ansehen nach guten Schein hatten, von Raison waren und gute Intention demonstirten,

¹⁾ Siehe Kopp, Die Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit, München, 1873, S. 42—47, 109, 110.

²⁾ Närrische Weisheit, S. 96, 97.

dennoch aber in praxi nicht succedirten und derentwegen bey dem gemeinen Mann für närrisch und unbedacht ausgeschrien worden.“ Dazu zählt er: seine westindische Kompagnie, den Donau-Main-Kanal, die Wienerische Oriental-Kompagnie, sein Kunst- und Werkhaus, das Reichs-Aerarium, die Verbiethung fremder Waaren in Deutschland, den Panamakanal u. s. f. „Und ob diese Vorschläge gleich unter Narrheiten gesetzt seyn, so ist darunter doch viel Weisheit verborgen, und was heute diesem oder jenem, auff diese oder jene Art nicht gut gethan, das kan vielleicht auff eine andere Zeit durch andere Leute und auff eine andre Manier noch gut thun. Wir sehen hieraus Gottes Allmacht, der Menschen wunderbarliches Ingenium und der Sachen wunderliche Conjunctionen.“¹⁾

Diese interessante Schrift schrieb Becher in London im Sommer 1680,²⁾ nach seiner ersten Rückkehr aus Schottland, noch zu Lebzeiten des Prinzen Ruprecht von der Pfalz³⁾ († 1682). Im Druck erschien sie erst nach Bechers Tod, — in 2. Auflage aber 1706.⁴⁾

¹⁾ A. a. O. S. 181.

²⁾ A. a. O. S. 26, 30, 45, 47, 48, 51, 57, 62, 67, 86, 89, zur Zeitbestimmung insbesondere auf S. 74, 90.

³⁾ Dieser wird als lebend aufgeführt a. a. O. S. 32: „Se. Hoheit, der Printz Ruprecht, haben mir etliche mahl gesagt, dafs sie ein Rohr haben, dessen Structur den Knall supprimirt.“ Ferner S. 34 wo es heifst: „Printz Ruprecht . . hat, anstatt dafs wir suchen das Eisen zu Stahl und hart zu machen, das Eisen weich und geschmeidig gemacht, dergestalt, dafs man es drehen, und trefflich wohl zum Schiessen dienlich machen kan, dann den eisernen Stücken hat bifs dato nichts gefehlet, als die Grofsheit und Ungeschmeidigkeit, welche durch diese Invention hinweg genommen wird, dergestalt, dafs solche eiserne Stücke besser als metallene seyn, nur allein dafs sie dem Rost noch unterworffen: der Printz hat hierüber in Engelland ein Privilegium, und lasset in Grofs arbeiten.“ S. auch S. 48, 51, 59, 86, 89.

⁴⁾ Nr. 36 der närrischen Weisheit lautet (S. 67): „D. Bechers Invention von Feuer/ Kohlen und Theer: In Holland hat man Torff/ und in Engelland Stein-Kohlen/ beyde taugen nicht viel zum Brande/ weder in Zimmern/ noch zum Schmelzen: ich habe aber einen Weg gefunden/ nicht allein beyde Sorten zu guten Kohlen zu brennen/ die nicht mehr rauchen noch stincken/ sondern mit den Flammen darvon so starck zu schmelzen/ als mit dem Holtze selbst/ und so eine grosse Extensio der Feuer-Flammen/ dafs ein Schuh solcher Kohlen 10 Schuhe lang Flammen machen; das habe ich im Haag demonftrirt mit Torff/ und hier in Engelland bey

Wie schon oben angeführt, hat Leibniz sich über Becher bei aller Anerkennung seiner Verdienste gleichwohl hart über seinen Charakter geäußert. Becher hätte „ein besseres Schicksal gehabt, wenn er nicht durch boshafte Geschwätzigkeit seine Freunde und Gönner sich entfremdet hätte, zugleich im Glück übermütig und verschwenderisch, sowie überhaupt eitel und lügenhaft gewesen wäre.“ Soweit dieses Urteil sich nachprüfen läßt, dürfte es durch Vorstehendes nicht bekräftigt werden. Im Gegenteil, die Thatsache, daß Becher nachgerühmt wird, daß seine alchymistischen Bemühungen nie von Habsucht geleitet waren, daß er bei allen seinen Unternehmungen, so vor allem beim Kaiserlichen Werkhaus in Wien durch seine oft bewiesene Uneigennützigkeit nicht nur sein Vermögen eingebüßt hat, sondern sogar noch in Schulden gestürzt worden ist, endlich der Umstand, daß gerade sein einflußreichster Gegner und Verfolger, der Hofkammerpräsident Graf von Sinzen-
dorf wegen Verbrechen schlimmster Sorte schmachvoll verur-

dem Herrn Boyle mit Stein-Kohlen / auch in Windsor darmit in groffo abgetrieben. Bey dieser Occaſion ist auch merckens würdig / daß / gleich wie die Schweden ihre Theer aus kiefern Holtz machen / also hab ich hier in Engelland aus Stein-Kohlen Theer gemacht / welche der Schwedischen in allem gleich gehet / und noch in etlichen Operationen darüber ist. Ich habe die Probe davon gethan / so wohl auff Holtz als auf Stricke / und ist in der Probe gut befunden worden / gestaltsam denn auch der König eine Probe davon gesehen / welches von Engelländischen eine grosse Sache ist / und die Kohlen / wann die Theer daraus gezogen ist / seyn besser zum Gebrauch als vorhin.“ (Coaks.)

Nr. 41 der weisen Narrheit lautet (S. 165): „Duc de Luxembourgs Feuer-Machinen vor Philippsburg; Item die Frantzösische neue küpfferne Schiff-Brücke: Was der Duc de Luxembourg vor ein sauberer Gesell sey / ist zu sehen in meinem erbärmlichen Schan-Platz Frantzösischer Schand-Brand - und Mordthaten / zu Franckfurt gedruckt / und in Kupffer gestochen. GOtt hat gleichwol diesem bösen Menschen seinen Willen nicht in allem gelassen / sondern in grosse Confusion einlauffen lassen / erstlich mit seiner Feuer-Machina vor Philippsburg / da er die Käyserl. Schiff-Brück wolte mit abbrennen / welches aber nicht angieng / sondern durch eiserne Ketten intercipirt war / und also die Machina fruchtloß verbrandte / und muste Luxembourg zulassen / daß / ohneracht er mit der gantzen Frantzösischen Armee darstund / ihm dennoch Philippsburg vor den Augen weggenommen ward (1676). Zweytens / ist er endlich in die verfluchte Gesellschaft der Gifft-

teilt worden ist, lassen wohl erkennen, daß nicht auf Bechers Seite die boshafte und lügenhafte Geschwätzigkeit zu suchen ist. Selbst der Vorwurf der Eitelkeit ist kaum haltbar, wie die unbegründeten Vorwürfe ergeben, daß er sein Alter zu gering angegeben habe. Daß er aber seine Freunde und Gönner sich entfremdet hätte, ist, soweit wahre Freunde in Betracht kommen, geschichtlich unrichtig. Der von seiner Zeit so hoch geachtete Mainzer Kurfürst, Erzbischof Johann Philipp hat bis zu seinem Tode (1673) Becher seine Gunst nicht entzogen, der Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern hat Becher, auch nachdem er schon in den kaiserlichen Dienst übergetreten war, noch Jahre lang Unterstützung zu wissenschaftlichen Zwecken gewährt, die Freundschaft aber mit den beiden Fürstenberg blieb bei allen Wechselfällen beständig, ebenso die Gunst verschiedener deutscher Fürsten, wie des Herzogs Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow, des Grafen von Hanau, des Prinzen Ruprecht von der Pfalz. Für Hofbedienstete freilich war seine

geber zu Paris kommen / und in die Bastille. Die kupferne Schiffe betreffend / weiß man davon / daß sie bey Nimwegen der Wind einmal umgewehet / derentwegen ein teutscher Satyricus gesagt: die Frantzosen sind in dem teutschen Kriege so häufig in die Hölle kommen / dass des Charons sein Schifflein nicht groß genug gewesen sey / sie überzuführen / hätten sich derohalben der neuen Frantzösichen kupfernen Schiff-Brücke bedienen müssen.“

Nr. 44 daselbst lautet (S. 171): „Reuchers Invention den Acker mit Elephanten zu pflügen / worüber er ins Zuchthaus kommen: Dieser war ein Holländer / kam in die Unter-Pfaltz / und bauete auf der Rehe-Hütte / nicht weit von meinem Vaterlande Speyer / eine köstliche Oelmühl / welche sehr wohl und gut gethan / er hat sie aber endlich verlassen müssen Schulden halber; darüber kommt ein Kerl / der einen Elephanten im Lande herum führt / da fällt diesem Holländischen Hasen-Kopff bey / es wäre Profit mit zu thun / wann man den Elephanten zum Ackern brauchte / zehen oder zwölf Pflüge neben einander anhenckte / so könnte man auff einmal einen gantzen Morgen Lands pflügen. Wie gedacht / so gethan / er kaufte den Elephanten um 400 Rthlr. und wie er ihn das erste mal auff den Acker bringt / so ist der Elephant so schwer / daß er bis an den Bauch in Grund neen fällt / da muß man ein Gerüst um ihn machen / und mit grosser Mühe und Kosten wiederum heraus ziehen: gehört also billich inter experimenta non succedentia, oder unter die weise Narrheit. Seine Freunde aber verstunden das Ding anders / beruffen ihn zurück nach Holland / und setzen ihn ins Zucht-Haus“ (Besserungsanstalt).

Sympathie nicht groß. Will man Becher gerecht werden, so muß man davon ausgehen, daß er vor allem, ja fast ausschließlich Forscher und Erfinder war, stets beherrscht von neuen, sich drängenden Ideen, der fort und fort zu kämpfen hatte, nicht nur mit häufig eintretenden, oft unverschuldeten Misserfolgen seiner mitunter noch nicht ausgereiften Pläne und Entdeckungen, sondern, was das wichtigste ist, mit den Vorurteilen seiner Zeitgenossen, die nicht nur albern, engherzig, sondern vielfach geradezu neidisch und schelsüchtig ihm Hindernisse in den Weg legten. Wenn schon in unserem aufgeklärten Jahrhundert z. B. der Einführung der Eisenbahnen fast unüberwindliche Vorurteile entgegenstanden, welche Erfahrungen mag der doch immerhin sehr aufgeklärte Naturforscher Becher vor 200 Jahren gemacht haben, als man noch lustig folterte und Hexen verbrannte? Ja, wenn Becher sagt: ich bin der erste, der Deutschland in den Kommerzien die Augen geöffnet, so wird man dies verstehen, wenn man bedenkt, daß, als damals Colbert Frankreichs Zollschränken gegen die deutsche Ausfuhr, diese tödlich verwundend, auftürmte, Becher fast der einzige war, der rechtzeitig das nationale Unglück erkannte und empfand, bei dessen versuchter Hebung von der Nation aber so gut wie im Stiche gelassen wurde. Daß ein solcher Mann, der seiner Zeit weit vorausseilte, von dieser, die ihn nicht verstand, der er aber ihre Beschränktheit, freilich seine Verdienste betonend, vorzuhalten nicht ermüdete, als eitel und prahlerisch bezeichnet wurde, kann nicht Wunder nehmen. Die wegwerfende Behandlung der „Schulgelehrten“, der Autodidaktenstolz, der aus eigener Kraft sich zu seiner Höhe emporgeschwungen, der durch eine rauhe Jugend früh selbständig gewordene, aber verhärtete Charakter werden füglich bei der stetigen geistigen Unruhe Bechers oft verbitternd und abstoßend gewirkt haben. Mag dem sein wie ihm wolle, Becher hat sich als Mann der That bewiesen und hat, wenn er seine Fehler selbst verschuldet, diese am eigenen Fleische hart büßen müssen. Er war ein ehrlicher Mann, der sein Leben der Wissenschaft und in Treue seinem

deutschen Vaterlande widmete. Die Geschichte der Chemie und der deutschen Volkswirtschaftslehre werden seiner stets rühmlich gedenken. Die Pfalz aber thut wohl daran, ihn stolz zu den Ihrigen zu zählen! —

Der dritte Name, der noch erübrigt, versetzt uns in das 18. Jahrhundert, mitten in die Zeit des aufgeklärten Despotismus, der im Vollgefühl seiner Kraft sich jäh in Gegensatz versetzt sah zu der radikalen französischen Umwälzung und sich anschickte, seinen idealen Besitzstand gegen den Einbruch der neufränkischen Ideen zu schützen. Haben Biel und Becher ihre Laufbahn aufserhalb der Pfalz genommen, so entwickelt sich der dritte Name behäbig in der Pfalz am heimischen Herde, uns nicht weniger überraschend durch die Fülle seines Wissens, als erfreuend durch den Adel in Geist und Gesinnung. Fürwahr für die Pfalz, das Land des Ehrenbürgermeisters, könnte dieser Dritte nicht sympathischer sein als gerade in seiner Eigenschaft als letzter Bürgermeister der ehemals des heiligen römischen Reichs freien Stadt Speier. Es ist

Johann Adam Weiss.

Weiss wurde geboren zu Speier am 9. Mai 1751. Er entstammte einer Familie, die seit Jahrhunderten der Metzgerzunft angehört hatte und in besten Vermögensverhältnissen sich befand. Der Reichsstadt Speier hatte sie viele Ratsherrn und Bürgermeister gegeben.²⁾ Weiss lernte als Meistersohn das

¹⁾ Vorstehende Studie über Dr. Bechers Leben und Wirken erschöpft den Gegenstand nicht vollständig. Es war mir in Speier nicht möglich, das einschlägige Material, auch nur einigermaßen, zu erreichen. Bei dessen Seltenheit und Zerstreuung dürfte es auch anderwärts nur unter Überwindung von Schwierigkeiten zu erreichen sein. Ich gebe daher, zunächst für die Zwecke des historischen Vereins der Pfalz, was ich habe. Vielleicht gelingt es mir in Zukunft in Bechers Leben tiefer einzudringen, in welchem allerdings nicht wenige Punkte, wie ich glaube, noch sehr der Aufhellung bedürfen.

²⁾ Siehe Speierer Bürgermeisterliste von Dr. Harster, Heft XIV der Mitteil. des histor. Ver. d. Pf. S. 75, Joh. Adam Weiss, Bürgermeister

Metzgergewerbe, wurde Geselle, durchlief alle Ehren der Zunft bis zum Zunftmeister, wurde 1784 Ratsherr, 1793 am 30. Dezember Maire, legte aber nach 40 Stunden diese Würde nieder, da er dem Terrorismus der Sanskölotten bei eigener Lebensgefahr nicht zu steuern vermochte.¹⁾ Nachdem Speier wieder deutsch geworden, wurde er unterm 6. Januar 1796, an welchem Tage zum letztenmale die reichsstädtischen Ämter nach dem fast 600jährigen Herkommen besetzt wurden, zu einem der beiden regierenden Bürgermeister der freien Reichsstadt gewählt.²⁾ Als die Franzosen am 4. Juli 1796 Speier wieder eroberten, wurde Weifs Maire, beim Einzug der Deutschen am 1. Oktober 1796 wieder Bürgermeister, um, als am 31. Oktober desselben

1722—1730, S. 77 Joh. Michael Weifs 1775—1794; Speierer Ratsbuch: Hans Kaspar Weifs, Ratsherr 1611—1632, Joh. Martin Weifs 1640—1669, Joh. Adam Weifs 1642—1682, Joh. Adam Weifs 1704—1722, wird Bürgermeister, Joh. Daniel Weifs 1747—1751, Joh. Michael Weifs 1754—1775, wird Bürgermeister. Schon 1468 wird ein Melchior Weifs Ratsherr und 1486 Bürgermeister, gestorben als solcher 17. Juli 1498, der allerdings der Zunft der Hausgenossen angehörte.

¹⁾ Siehe Dr. Remling, die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792—1798, Band I, S. 442 ff., wo es heisst: Die Franzosen plünderten 36 Stunden in den abgelegenen Gassen der Stadt (Speier). Joh. Adam Weifs, welcher sich schon nach Ketsch geflüchtet hatte, kehrte am 29. Dezember wieder nach Speier zurück, um als gewählter Munizipal der Stadt (Weifs wurde bei der von den Franzosen am 8. März 1793 abgehaltenen (1.) Wahl eines Munizipalrates von Speier mit 345 Stimmen an 2. Stelle unter 479 Abstimmenden zum Munizipalrat gewählt, Remling, a. a. O. S. 244) ihr seine Dienste nicht zu entziehen. Er wurde provisorisch zum Maire aufgestellt. Allein er sah sich bald nicht mehr seiner Freiheit und seines Lebens sicher, und floh wieder heimlich nach Schwetzingen. Er schrieb die Geschichte seiner 40stündigen Maireschaft auf 5 Bogen nieder. Er erklärte sie für „ein wichtiges Aktenstück der französischen Greuel, der Räubereien und geheimen Erpressungen ihrer Oberen, für eine heilsame Belehrung zum Nutzen und Frommen aller deutschen Freiheitsschwinder. Er hielt es jedoch nicht für räthlich, sie zu veröffentlichen, weil, wenn er besonders die Conventsdeputirten Lacoste und das berüchtigte Ungeheuer Bourdon, welche die Hauptrollen in dieser Geschichte spielten, in ihren nackten, raubsüchtigen Wüthrichsgestalten an den Pranger stellen würde, er Alles für sich und die Stadt Speyer befürchten müfste.“ Diese Geschichte ist bis heute nicht veröffentlicht.

²⁾ Remling, a. a. O. Band II, S. 227. Harster, a. a. S. 78.

Jahres die Franzosen für längere Zeit Speier in Besitz bekamen, zunächst provisorisch die Maireschaft fortzuführen. Am 8. Februar 1798 erlosch kraft französischen Gesetzes thatsächlich die reichsstädtische Verfassung. Sie wurde zunächst ersetzt durch die am 20. März 1798 eingeführte Kantonsmunicipalität und fiel durch diese das Amt eines Maire hinweg. Erst das Gesetz vom 28. pluv. VIII (= 17. Febr. 1800) 24. floréal VIII (= 14. Mai 1800) brachte wieder eine Gemeindegmunicipalität und an deren Spitze wurde Weifs von der französischen Verwaltung als Maire berufen. In dieser Eigenschaft hielt er am 20. thermidor VIII (= 8. August 1800) die erste Bürgerversammlung ab, in welcher er sich über die der neuen Ordnung der Dinge gegenüber einzunehmende Haltung aussprach.¹⁾ Doch war es Weifs nicht lange beschieden, in dieser Stellung seiner Vaterstadt zu nützen. Er starb, erst 53 Jahre alt, am 24. Pluviose des Jahres XII (= 14. Februar 1804).²⁾

Weifs war ein edler, biederer, gerader, überaus ehrenhafter Charakter. Er hat sein Amt als Maire in den schwierigen Zeiten der französischen Kriegskontributionen, Erpressungen und Bedrückungen mit seltener Treue verwaltet

¹⁾ Bei der zweiten Bürgerversammlung am 1. Vendémiaire IX (= 23. September 1800) hielt Weifs eine Rede: „Den Manen Ihrer freyen Voreltern die speierischen Bürger.“ Dieselbe ist eine hervorragende Kundgebung der im Jahre 1800 in der heutigen Pfalz insbesondere dem Anschluß an Frankreich gegenüber herrschenden öffentlichen Meinung. Charakteristisch für diese sind die Schlufsworte der Rede: „Heilig und ehrwürdig sey uns allen jede durch gute Menschen geleitete Regierungsform! — „Heilig und ehrwürdig sey uns allen jede Menschenbeglückende Religion! — „Dreymal heilig und ehrwürdig sey uns allen der freye Bürgerstand! — Er wurzle, wachse und gedeihe!“ —

Weifs war auch Dichter. So dichtete er zur Feier des Friedensfestes am 1. Vendémiaire XI (= 23. Sept. 1802): „Die Rückkunft aus der Geiselschaft“; „ein Schauspiel in Einem Aufzug von Johann Adam Weifs, Maire, Metzger und Ackerbauer in Speier, auch Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste im Departement Donnersberg.“

²⁾ Im registre des actes de l'état civil pour la mairie de Spire de l'an douze heift es unter Nr. 176: „Acte de décès de Jean Adam Weifs, décédé hier le vingt quatre pluviose à sept heures du matin. âgé de cinquante deux ans et neuf mois, né à Spire le neuf mai an mil sept cent cinquante un, rentier et maire de ville de Spire, demeurant à Spire, mari de Eve Marie Deines.“

und die größten Opfer gebracht, welche einem Bürger in Kriegszeiten angesonnen werden können. Es mögen daher zur Charakterisierung des Mannes nachstehende geschichtlichen Daten hier eine Stelle finden. Am 4. Juli 1796 wurde Weiß mit dem Ratsschreiber Ohlenschlager und mehreren andern als Geißel nach Landau abgeführt, „da Speier von einer neuerdings auferlegten Kriegskontribution von 100000 Livres noch nichts gezahlt hätte.“ Zu gleicher Zeit waren 7 Speierer Stadträte als Geißeln in Straßburg festgehalten. Weiß führte die Verhandlungen über die Entrichtung der Kontribution sowie über die Befreiung sämtlicher Geißeln. Doch gingen die Verhandlungen kaum vorwärts. Am 17. Juli schrieb Weiß zurück nach Speier: „So eben bekommen wir Licht und wahren Aufschluß, worin das Mittel unserer gänzlichen Loslassung liegt. Geld, das Axiom, um das sich die Handlungen der gegenwärtigen Welt, besonders auf unserem Flecken Landes, fast einzig drehen; Geld, das wir im Kleinen sparen wollten, um im Großen Nutzen davon zu ziehen, soll und muß an den gehörigen Orten angebracht werden, um den wirklichen und künftigen Chikanen auf einige Zeit Grenzen zu setzen. Ich bin ein Dümmling in der Kunst zu spendiren. Bauern von dem Lande verstehen das Ding von Alters her, nach Landes Sitte und Gebrauch, besser und machen sich frei. Der Kriegskommissär muß also, wie wir den Augenblick gehört, — geschmiert werden. Er gab mir durch seine höfliche Begleitung bis unter die Stiege, wo wir unter vier Augen waren, schon manchmal die Gelegenheit, spricht gerne allein mit mir und ich war so dumm, diese Höflichkeit nicht zu begreifen.“ Als Weiß am 15. gl. Mts. eröffnet wurde, wenn die Stadt 6—8000 livres abschlägig zahle, würden wohl 2 Geißeln freigelassen, erwiderte er, „es strebe gegen sein Ehrgefühl, sich und Ohlenschlager die Freiheit zu verschaffen und die andern Geißeln, seine Mitbürger, in Landau sitzen zu lassen.“ Am 19. Juli wurde Weiß mitgeteilt, wenn keine Zahlung erfolge, werde er mit den andern ins Gefängnis geschickt. „Und wenn ihr uns

auf die Galeere schickt,“ erwiderte er, „so können wir Geißeln kein Geld beschaffen.“ „Speier biete seine letzten Kräfte auf. Die Stadt habe einige Bürger jenseits des Rheins geschickt, um bei ihrem geschwächten, ja ganz verlorenen Kredit noch einige Tausend Livres gegen Verpfändung ihrer Leiber und Seelen — denn sonst sei nichts mehr zu versetzen¹⁾ — aufzutreiben, um sie an Frankreich als ihr letztes hinzugeben.“ Beruhigend schrieb Weiße am 22. Juli nach Speier: „Wir fürchten keine Drohung, oder den Vollzug des Einsperrens in ein Gefängnis, wenn wir nur die Aussicht haben, daß unsere verblutete Stadt Nutzen dabei hat und das wenige gesammelte Geld ihrer letzten Anstrengung gespart wird.“ Endlich am 24. Juli wurde Weiße mit den übrigen Geißeln in Freiheit gesetzt.²⁾

Als in diesen trüben Zeiten Mißtrauen in der Bürgerschaft entstand, daß die Verwaltung der Stadteinkünfte zu wünschen übrig lasse, hielt Weiße sofort am 10. August 1796 an die 12 Zunftmeister als die Vertreter der Bürgerschaft eine Ansprache, worin er sagte: „daß der Stadtrath im Bewußtsein der genauen Erfüllung seiner obrigkeitlichen Pflichten sich über vorurtheiliges Reasoniren einzelner großmüthig hinwegsetzen könne; gleichwohl habe der Magistrat nicht nöthig, über seine Verwaltung der öffentlichen Stadtkassen einen geheimnisvollen Schleier zu werfen und das Licht zu scheuen, sondern könnte und wollte allen Augenblick der ehrsamten Bürgerschaft das Verhältniß der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben unverhüllt darlegen.“³⁾ Die Bedrückungen und Chikanen durch

¹⁾ Man bedenke, daß die Kriegslasten schon seit 1792 ununterbrochen fort dauerten, daß 1794 500000 livres Kriegskontribution baar und von Januar bis Mai 1794 allein Lieferungen im Werte von 644294 fl. 43 kr. von der Stadt hatten geleistet werden müssen, während die Schädigung des Vermögens der Bürger durch Plünderung und Zerstörung viele Millionen betrug. Remling, a. a. O. Band II, S. 118, 287.

²⁾ Remling, a. a. O. S. 274 ff.

³⁾ Remling, ebenda, S. 281. Die Bürgerschaft hatte kein Recht der Einsichtnahme der Rechnungsablage.

Kriegskontributionen dauerten indes ungemindert fort. Weiß wurde sein Amt insbesondere auch durch Beleidigungen seitens der Kriegskommissäre so verleidet, daß er am 28. Februar und abermals am 10. April 1797 abdankte. Gleichwohl liefs er durch Liebe zur Heimat in Selbstverleugnung sich bestimmen, die Bürde als Maire wiederholt weiter zu tragen.¹⁾ Endlich kam der Friede von Campo Formio (19. Okt. 1797). In dessen Vollzug befahl der französische Oberbefehlshaber Augereau aus seinem Hauptquartier zu Offenburg (14. November) der Intermediärkommission zu Bonn, allen öffentlichen Beamten den in Folge des Staatsstreichs gebotenen Eid der Republik abzunehmen. Weiß schwur diesen Eid mit dem Speierer Stadtrate am 1. Januar 1798.²⁾

In Mainz wurde die französische Zentralverwaltung etabliert. Sie mahnte: „die Gemeinden, welche den geliebten Freiheitsbaum noch nicht gepflanzt haben, mögen sich beeilen, es zu thun.“ Doch Speier zögerte. Es herrschte sogar Unwillen in der Bürgerschaft dagegen. Auf Mahnung schrieb Weiß am 15. März 1798 an den Gendarmerie-Lieutenant Cosson in Speier: „Die Gemeinde Speyer wird am 18. März, Abends 4 Uhr, einen Freiheitsbaum setzen, jedoch in aller Ruhe, in guter Eintracht und ohne jedes unnütze Gepränge, wie es gebornen Republikanern geziemt, welche mehr die Sache als leere Ceremonie lieben.“³⁾ Dieser lakonische Brief bezeichnet so echt die ehrenhafte Gesinnung des alten Bürgermeisters, der gezwungen war, höherer Gewalt zu weichen. —

Weiß hat den Namen eines Volkswirtes sich erworben durch seine Schrift: „Ueber das Zunftwesen und die Frage: Sind die Zünfte beyzubehalten oder abzuschaffen? Eine von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe am 25. Ok-

¹⁾ Remling, ib. S. 321, 322.

²⁾ Remling, a. a. O. S. 364.

³⁾ Remling, a. a. O. S. 430.

tober 1792 gekrönte Preisschrift. Von Johann Adam Weifs. Frankfurt a. Main, bey Heinrich Ludwig Brönner 1798.“

Die gestellte Preisfrage präzisiert Weifs also: (S. 1)

„A. Welches sind 1. zur Zeit (1792),

2. für einen Staat, der nur Zwischenhandel treibt (Commerce d'entrepôt)

a) die Vorthelle)
b) die Nachtheile) der Zünfte, d. h. öffentlicher Körperschaften, welche die Ausübung irgend eines Gewerbes ausschliesslich auf ihre Mitglieder beschränken und zwar in Rücksicht auf:

1. a) die Zunftmitglieder,

b) die Nichtzünftigen,

2. das Staatswohl überhaupt,

3. das Wohl der Gewerbe und der Arbeiter insbesondere?

B. Lässt sich die Frage allgemein beantworten oder nur nach Sachlage der einzelnen Gewerbe?

C. Überwiegen die Vorthelle oder die Nachtheile?

D. Räth man zu Zünften, welche Mittel sind dann vorzuschlagen, um sie tauglich zu machen, auch den modernsten Anforderungen zu entsprechen?

E. Räth man von Zünften ab: wie sind sie aufzuheben oder unschädlicher zu machen?“

An die Spitze seiner Untersuchung stellt Weifs die Worte: „Unabhängigkeit an Altes und Neues sey mein Gesetz! Wahrheit, ich mag sie in Deutschland oder in Frankreich finden; sie mag auf einem akademischen Katheder oder von blos gesunder Menschenvernunft, durch richtige unpartheiische Erfahrung gefunden worden seyn, mein einziges Bestreben. Ich schätze die Tochter des Himmels, Freiheit, über Alles, nicht aber den berauschenden, Gesetz und Ordnung zerstörenden Freiheitschwindel.“ Mancher, der die wirkliche Welt nur von seinem Aufenthalt zwischen vier Wänden kenne, halte allen Zwang für eine Pest der Gewerbe, und doch schütze das weise England, das auf seine Freiheit so eifersüchtig sei, seine Gewerbe vor Verfall durch strenge Gesetze. Frankreich, dessen neue Verfassung

vielen das non plus ultra aller menschlichen Weisheit sei, habe wohl alle Zünfte, alle angeborenen und erkaufte Vorzüge, alle ausschließenden Rechte mit einem Machtwort vernichtet! Nahe läge der Gedanke: Soll denn Deutschland ewig immer ein Jahrhundert später klüger werden? Allein, was vielleicht Frankreich fromme, sei nicht ohne weiteres ungeprüft auf Deutschland übertragbar! (S. 2—5). „Würde von einem neu entstehenden Staate die Rede sein, so würde ich selbst in unsern heutigen Zeiten — sagt Weiß — keine Einrichtung der Zünfte anrathen, wohl aber die Zahl der Gewerbetreibenden mit der Volkszahl in ein entsprechendes Verhältniß setzen, dabei aber jeden Zunftzwang verwerfen, so wohlthätig und nützlich er immer vor Jahrhunderten dem Handwerker, dem Flor und Kredit der Gewerbe, dem Publikum und den Staatskassen war.“ Allein jetzt (1792) beruhe die wirtschaftliche Existenz von Millionen Familien auf der Zunftverfassung. Hier gelte das ewige Naturgesetz: Verletze Niemand! Die plötzliche Aufhebung der Zünfte bringe sehr wahrscheinlich Einzelnen Glück, doch sei der Untergang von Hunderttausenden sicher. Ungehinderten Zugang bei der schon vorhandenen Übersetztheit zu den Gewerben schmälere den Gewinn der Einzelnen und mache die meisten arm und ärmer. Daher seien die Zünfte zunächst dahin umzubilden, daß das notorische Mißverhältniß der Zahl der Gewerbetreibenden zum wahren Bedarf beseitigt werde. In der ganzen weisen Natur bestehe aller Orten ein maximum und ein minimum, das ungestraft die Menschen noch nie zu übertreten sich erkühnt hätten. Zwar sagten die Physiokraten: Gerade dies maximum und minimum bilde sich bei voller unbeschränkter Freiheit eben so natürlich von selbst wie die horizontale Wasserfläche, so uneben auch die überschwemmte Gegend sei! Allein im Staate würde es wie bei diesem Gleichnis ergehen. „Das Wasser reißt zusammen und legt anders wo an.“ Das Ganze als solches leide nicht, eine Unzahl Einzelner aber gehe zu Grund und erst nach vielleicht langwierigem Heilungsprozesse bildeten sich

organisch für die nicht zu Grund Gegangenen glückliche Verhältnisse. Man müsse sich bescheiden auf die von der Natur selbst festgesetzten Grenzen. (S. 6—9).

Da der Fall des Zwischenhandels sich in Deutschland seltener als der des vermischten finde, so will Weiß die gestellte Frage zweifach beantworten: 1. allgemein und 2. für den Fall, daß ein Staat nur Zwischenhandel treibe. „Mir liegt, als einem ächten Deutschen, das Wohl meines Vaterlands so am Herzen, daß ich gerne für beide Fälle passend zu antworten wünsche, um so mehr, da die Erfahrung lehrt: daß gar oft bloß in der Studirstube Prüfende von der Schönheit eines Systems hingerissen werden, und es dann aller Orten anpassen wollen, ungeachtet es nur in einzelnen bestimmten Fällen voll und vielleicht da nicht einmal ohne Einschränkung brauchbar ist.“ (S. 9. 10).

(I.)

(Begriffe. Natur der Verhältnisse.)

Die Blüte eines Gewerbes für sich und den Staat findet Weiß dann, wenn alle Gewerbetreibenden jeder Anforderung an ihren Beruf zu entsprechen befähigt seien, thatsächlich bei möglichster Güte sowie bei möglichst billigem Preise liefern, dabei aber für sich und die Ihrigen durchaus ein ehrliches Auskommen haben. Fehle es auch nur an einem, so verfallt das Gewerbe: der Arbeiter müsse sein Geschäft gründlich verstehen, sonst liefere er schlechte Arbeit, diese solle aber gut sein, der Preis weder zu hoch noch zu niedrig, sonst leide das Publikum oder der Arbeiter, oder beide. Sei ein Gewerbe nicht leistungsfähig, so hole man die Waaren auswärts, erhalte der Arbeiter nicht einen auskömmlichen Lohn, so erhalte der Staat Bettler.

Der Flor des Gewerbes setze daher voraus: 1. Gründliche gewerbliche Kenntnisse der Gewerbetreibenden; 2. sicheren Absatz der erzeugten Produkte, vernünftiges, wirtschaftliches Gebahren der Arbeiter, prompte Zahlung seitens der Abnehmer; 3. Steigerung der Abnahme, der Absatzmöglichkeit,

Verminderung der übersetzten Konkurrenz; 4. Aufmunterung und Unterstützung der Gewerbetreibenden von Seiten des Staates zur Belebung des Erfindungsgeistes, insbesondere durch Entschädigung für den zu Erfindungszwecken gemachten Aufwand, Erteilung von Patenten (wie in England), Prämien für Veredelung einheimischer Produkte, Verschaffung billiger Lebensmittel, Erleichterung der Hausmiete, Begünstigung des vorteilhaften Einkaufs von Rohprodukten oder deren Verlags zu Gewerbebezwecken, endlich prompte Rechtspflege für Forderungen der Handwerker. (S. 10—18).

Die Ursachen des Verfalls der Gewerbe, abgesehen vom Nichtvorhandensein der Voraussetzungen der Blüte, welcher negativer Fall identisch wäre mit Gewerbsverfall, seien:

1. Das unwirtschaftliche Gebahren der Handwerker, ihre den Stand übersteigende Kleidung, häusliches Wohlleben, gegenseitige Überbietung in Luxus und Verschwendung hinsichtlich der Lebsucht,

2. Übersetztheit der einzelnen Gewerbe mit selbständigen Gewerbetreibenden. (S. 18—20.)

(Zustand der Gewerbe Deutschlands 1792.)

Welche Verhältnisse beständen aber in Bezug auf die Übersetztheit in Deutschland? Nach den veröffentlichten, unbestritten feststehenden Bevölkerungsziffern liefse sich berechnen, daß auf 1 Handwerker Kunden, beziehungsweise zahlende Abnehmer kämen in Kurpfalz 5, in Speier $8\frac{1}{2}$ (soferne man die Handwerker selbst als Abnehmer mitzähle, was insoferne nicht ganz richtig sei, als die Handwerker gegenseitig miteinander für ihre Leistungen in Gegenrechnung stünden, also in soweit sich wechselseitig kein Baargeld zuführten), im Hochstift Würzburg nur 3, im Herzogtum Magdeburg $8\frac{1}{2}$, in der Grafschaft Katzenellenbogen $12\frac{1}{2}$, im Deutschen Reich 13! (S. 20—58). Diese Übersetztheit werde noch verschlimmert durch den Handwerksbetrieb seitens der Klöster, der Militärhandwerker, durch hausierende Arbeiter, Bauernarbeiter („Schwarzwälder

Bauern versehen halb Deutschland mit hölzernen Uhren“, ganze Dörfer weben Wolle und Leinen und arbeiten für Fabriken), sowie durch Maschinen (Ein Maschinenwerk¹⁾ mache Tausend Arbeiterhände entbehrlich), endlich durch die Ausländer. (S. 58—62.) Zur Übersetztheit gesellten sich noch allerlei Mißstände. „Unter 100 deutschen Abnehmern kaufen gewifs 90 nur nach Wohlfeile, ohne Kenntniss, ohne Rücksicht auf innere Güte der Waaren, vielmehr blofs deswegen, weils wohlfeil ist, weils so wenig kostet.“ Darnach werde gearbeitet, also billig aber elend; die Begierde, sich Kunden zuzuziehen drücke den Preis; dazu komme, dafs jeder Fürst Residenzen gründe, Fabriken anlege, seine Anlagen mit Handwerkern bevölkere, um hiedurch seine Einnahmen zu erhöhen, thatsächlich aber schädige er dadurch die alten Handwerkerstädte, die Reichsstädte, aufs empfindlichste. (S. 62—75.) Angesichts der erschwerten Absatzverhältnisse und der Unmöglichkeit deren Besserung komme aber in Wegfall jeder Spekulations- und Vervollkommnungsgeist bei den Handwerkern.

¹⁾ Weifs sagt hiezu S. 105: „Hat noch kein Schriftsteller erwogen, oder will keiner erwägen den unendlichen Schaden, den die Welt, und Deutschland insbesondere, erleiden wird durch die vielen neuen und täglich sich vermehrenden Spinn-, Band-, Dresch-, Wirk-, Hechel-, Webe-, und andere dergleichen Maschinen, die den Wittwen und Waisen (man setze ohne Bedenken hinzu, den Handwerkern) das Brod nehmen, indem sie ihnen die Arbeit rauben? Kann wohl das Publikum im Ernst dabei gewinnen, wenn es jeden Artikel, zwar um 2 oder 3 Groschen wohlfeiler erhält, aber um so viel arme Leute mehr ernähren mufs, die in Müfsiggang, Liederlichkeit und Laster nunmehr versinken, anstatt dafs sie, wenigstens gröfsten Theils, brave, biedere Leute geblieben wären, wenn man ihnen ihr Stückchen Brod gegönnt hätte?“

Weifs sagt übrigens S. 109: „Maschinen tragen wirklich zur heutigen Übersetzung des Gewerbestandes ungemein viel bei, das Publikum mag nun dabei gewinnen oder verlieren. — Ein Staat, der sehr starke überwiegende Ausfuhr seiner Handwerks-Fabrikate hat, gewinnt offenbar durch Einführung solcher Maschinen. — Bei weniger oder gar keiner Ausfuhr, sind sie bei dem Nahrungsstande der Gewerbe und dem Staate augenscheinlich nachtheilig. — Wo Zwischenhandel die Seele des Staates ist, möchten sie, wenn nicht die Menge der Abnehmer und Ausfuhr verarbeiteter roher Produkte ausserordentlich grofs ist, wenigstens mehr Schaden als Nutzen bringen.“

Vielmehr kämen ungesunde, ja verzweifelte Zustände auf: Jeder Handwerker sinne auf Herstellung neuer absetzbarer Modeverbrauchsartikel, schliesslich seien aber hiefür nur die Handwerker selbst die „Lastenträger“, da alle bessere Luxuswaaren seitens der Höfe und Reichen vom Auslande bezogen würden. Denn „deutsche Arbeit“, ehemals so blühend und begehrt, werde verachtet, sie liege darnieder. (S. 75—82) Die Ausfuhr inländischer Kunstprodukte sei nicht nur unglaublich vermindert worden, sondern vielmehr würden „eine Menge Waaren, die wir ehemals ausführten, nun bei Uns von aussen eingeführt.“ Auch das Nachlassen der Auswanderung wirke schädlich. (S. 88.) Endlich sei noch zu beachten, daß der Rückgang des Gewerbes beschleunigt werde durch Teuerung, hohe Lebensmittelpreise, ebenso Krankheiten,¹⁾ lauter Umstände, welchen gegenüber die schwachen Schultern des Handwerkers wenig Widerstandskraft entgegen setzen könnten, da derselbe nur ausnahmsweise in der Lage sei, für solche Notfälle sich Rücklagen zu machen. Während bei dem gesunkenen Geldwert die Gehalte der Beamten entsprechend erhöht worden wären, seien die Preise für viele Handwerkswaaren seit Jahren gleich niedrig geblieben. (S. 92—102.)²⁾

¹⁾ S. 95 sagt Weiß: „Hamburgs wohlthätige Anstalten, eines der schönsten und grössten Werke der Menschenliebe, können leider nicht überall nachgeahmt werden; da, wo es möglich wäre, ist der vereinigte edle Eifer so vieler thätiger Menschenfreunde noch nicht erwacht, und Hamburg bleibt bis heute einzig. Inzwischen wäre für arme einzelne Professionisten (Handwerker) schon viel gewonnen, und dabei den Afterärzten ihr verderblicher Unfug gelegt, wenn in jeder nur etwas bevölkerten Stadt, ein oder zwei Ärzte, vom Staate ein Wartgeld für Handwerker und Arme überhaupt erhielten, und die Nothleidende unentgeltlich dafür zu besorgen hätten.“

²⁾ S. 97 führt Weiß als klassisches Beispiel für die Lage des Gewerbes in der Zeit der Blüte unserer Literatur an: „Sollte ja eine Profession heut zu Tage blühen, so sollte es bei unserer allgemeinen Lesesucht, beinahe Lesewuth, die Buchbinderei seyn. Allein man berechne, wie schnell ein Buch gebunden ist, wie viele blofs brochirt werden, wie viele, bei den sehr häufig gewordenen Lesegesellschaften ein und ebendasselbe Buch lesen, wie schonend Bücherfreunde mit ihren Bänden umgehen, wie wenige auf

Daher sei die Ansicht des „zunftgerechten Handwerkers“: „es könne ihm bei dem bisherigen Zwangssystem der Zünfte unmöglich an Nahrung fehlen“ — ebenso irrig, wie die des Nichthandwerkers, der schreie: „Weg mit dem unnatürlichen Zunftwesen! Dann werden die Gewerbe blühen, wie die Erde nach einem fruchtbaren Regen nach halbjähriger Dürre; dann wird man bessere und wohlfeilere Kunstprodukte erhalten.“ Denn die Bedürfnisse blieben sich gleich mit und ohne Zünfte. Es werde nicht besser, so lange Einer bei 10 Meistern, statt bei nur 1 das haben könne, was er brauche, so lange in Deutschland unter 21 Menschen nur 1 reich sei, 10 wohl ihr tägliches Auskommen hätten, aber 10 blutarm wären. (S. 102—110.)

Eine Hauptquelle für die Misère des Gewerbes sei aber der unbefriedigende Stand der Landwirtschaft, die unwirtschaftliche Benützung des Bodens, die ungleiche Verteilung der Grundstücke. Diese seien bald unverhältnismäßig groß oder klein, zerstückelt, nicht arrondiert.¹⁾ Folge sei, daß der Grundbesitz ungenügend ausgenützt werde und zu wenig Hände beschäftige. Die Hände aber, welche der Ackerbau nicht verwende,²⁾ gingen zum Handwerk, in der thörichten Meinung, in diesem ein bequemerer, angenehmerer Dasein zu

den thörichten Gedanken mehr verfallen, die Bücher zu schönen kostbaren Tapeten zu gebrauchen, welch' ein Heer von Buchbindern Deutschland anfüllt — das sich mit dem Lesehang zusehends mehrte — und man wird sich nicht wundern, wenn manche von diesem Handwerk aus Arbeitsmangel mit leerem Magen spazieren gehen müssen, oder sich von Dorf zu Dorf mit dem 2. und 3ten Einband urgroßväterlicher Charteken, zerrissener ABC-Bücher oder Catechismen gegen den Lohn eines elenden Mittagessens beim Bauer, vom Hunger-Tod retten.“

¹⁾ Weifs hält dafür, S. 113, ein Bauerngut soll so groß sein, daß eine Familie gut davon leben kann.

²⁾ S. 105 sagt Weifs: „Ebenso muß die Verminderung der stehenden Heere, die Übersetzung der Professionisten höchst nachtheilig vermehren, wenn nicht die Großen der Erde ihr vorzügliches Augenmerk darauf richten, daß die Entlassenen sich mehr dem Landbau als den Gewerben widmen. Denn manches Heer nährt viele 1000 Jünglinge, welche sonst zum Handwerksstand bestimmt waren und diesen zuverlässig noch mehr belästigt hätten.“

haben als auf dem Lande, während doch der weise und gütig regierte Bauer ungleich glücklicher sei als der Handwerker.¹⁾ Das Zuströmen zu den Städten bewirke aber, nachdem viele Obrigkeiten meinten, das Glück einer Stadt beruhe auf möglichst großer Volkszahl, eine über gesunde Verhältnisse hinausgehende Bürgeraufnahme in denselben, und dies sei die Wurzel aller Übel, während doch vielmehr richtig sei, daß es „eine Hauptsorge des Regenten sein müsse, daß ein jeder Mensch Arbeit bekäme, etwas verdienen und sich ernähren könne.“²⁾ (S. 110—129.)

¹⁾ S. 127: „Unter dem Schutz einer sanften Regierung ist gewiß kein glücklicherer freudenvollerer Stand, als der Stand des nur vermöglichen, nicht reichen, harmlosen Landmanns. Frei wie ein Gott, hat er keine Demüthigungen von den Abnehmern seiner Produkte zu erwarten. Man muß diese haben; und geht ein Käufer fort, so kommen an dessen Stelle zweien andere, die ihm noch gute Worte geben. Er gehört ganz sich zu. In seinem Hauswesen, beim Gang seiner Geschäfte gebietet er als ein uneingeschränkter Herr. Es ist wahr: Viehsterben, Mißwachs, Überschwemmungen, Hagel, ein durchziehendes Heer, können die Hoffnung des Landmannes auf ein, vielleicht einige Jahre vernichten. Er kann krank werden. Allein ist wohl irgend ein Stand gegen dergleichen Zufälle völlig gesichert? Und wer leidet in der Folge empfindlicher davon? der Bauer oder der Professioniste (Handwerker)? Ich denke das letztere erwiesen zu haben (s. a. a. O. S. 93 ff.), indem dem ersten immer Grund und Boden bleibt, wobei er sich in wenigen guten Jahren wieder reichlich erholen kann.“

²⁾ Wir können uns nicht versagen, hier wiederzugeben, was Weis über die Deutsche Arbeit sagt (S. 129—134): „Mangel an Einwohnern, vorzüglich an fleißigen Händen, welche die Erde nöthigen, uns ihre Reichtümer mitzutheilen, ist allerdings eines der größten Übel welches einen Staat treffen kann. Ein Magen, dem Verdauungs-Kräfte fehlen, zieht in kurzer Zeit dem ganzen Körper eine Dörrsucht zu. Wer wird aber je auf den drolligen Einfall kommen, wenns auch möglich wäre, den ganzen Körper in einen Magen zu verwandeln? Mangel an gesundem Blut und Säften wirkt das nemliche. Sind denn aber keine Beispiele vorhanden, daß ihr Überfluß Steckflüsse nach sich gezogen hat? Und doch schreien so viele ohne Maas: Bevölkerung, Bevölkerung allein beglückt die Staaten! Nein erst Nahrung und Brod für die Völker! Ohne deren Mangel wäre nicht ein Drittheil von Nordamerika mit ausgewanderten Deutschen bevölkert, nicht Kap, Batavia und Surinam über die Hälfte von Deutschen bewohnt, die nebst so vielen andern Landen immer noch Zufluß aus der unerschöpflichen Menschenquelle des deutschen Reichs erhalten.“

Ergebnis alles Vorstehenden sei, daß in Deutschland die Gewerbsamkeit sich wohl gehoben habe, nicht aber der Wohlstand. Die Lage der Arbeiter und Handwerker, deren Ideal sei, daß nicht mehr Meister da wären, als daß jeder soviel Arbeiter bekomme, daß er 2 Gesellen und 1 Jungen voll beschäftigen könne, habe sich stetig nur verschlechtert. (S. 142—145).

Zunftverfassungen hatten, wie mehrere Artikel der meisten Zunft-Ordnungen deutlich beweisen, einen gedoppelten. höchst vortheilhaften Zweck, den sie auch beinahe in allen Orten glücklich erreichten, so lange man die vorgeschlagenen Mittel redlich anwandte. Einmal: Alle nicht städtische und doch mit dieser concurrirende Waaren abzuhalten; dann: Jedem Gewerbe, durch Verfertigung der bestmöglichen Waare und die billigsten Preise beim Abnehmer Credit zu verschaffen, auch allem Betrug und Uebervortheilung einzelner Personen, sie möchten nun Abnehmer oder Gewerbe Treibende seyn, aufs beste vorzubeugen. Daher entsprangen die gemessensten Gesetze und die strengste Aufsicht, daher die eidlich verpflichteten Zeichen-, Schau-, Markt-Meister und Schätzer. Allein die Einfuhr, der Schleichhandel und Feilhalten schlechter Waaren auf öffentlichen Messen und den in jedem kleinen Flecken angelegten Jahrmärkten aus dem der Schau nicht unterworfenen Ausland, oder welche von unzüftigen ländlichen Handwerkern, wohlfeiler, aber gewöhnlich desto schlechter eingebracht wurden, vernichtete diese strengen, dem Publikum so nützlichen Schau-Aemter; nöthigte den inländischen städtischen Professionisten zu Verfertigung gleich schlechter Arbeit, wodurch sich das vorherige Zutrauen und die vergewisserte Güte jedes Kunst-Produkts verlor, die Käufer betrogen wurden, die Verkäufer aber betrügen mußten, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollten. So entstanden Nahrungs-Mangel und schlechte Waare aus der nemlichen Quelle, aus der Zerstörung der Zünfte und mit diesen der Verfall so vieler Städte, welche doch in manchem Betracht die Kraft eines Landes, wo nicht allein ausmachen, doch unendlich erhöhen. Kunst- und Gewerbe-Geschichte liefern unwidersprechliche Beweise, daß Deutschlands Handwerker im größten Flor stunden, so lang die Innungen fest und unabweichlich auf dem wesentlichen Guten, ihrer nach und nach verbesserten, zweckmässigen Zunftordnungen hielten. Da war dem Professionisten seine Nahrung, dem Käufer meisterhafte treffliche Arbeit und durch diese vorzüglich der ausländische Absatz gesichert. In diese Zeiten fällt die ruhmvolle Periode, wo Deutschland, selbst den Engländern durch seinen Spielmann die erste Papiermühle, durch seinen Box den ersten Drahtzug, durch seinen Moriz die Wasserkunst an der Themse, ja sogar durch einen andern seiner geschickten Künstler die erste Pulvermühle gab. Und noch ist dieser Kunstfleiß bei uns nicht erloschen. Wien baut und lakirt Wägen, die keinen englischen und französischen was nach-

Könne diesen Übelständen durch Ertheilung absoluter Gewerbefreiheit abgeholfen werden? Man sage: „Je grösser die Concurrenz, desto mehr muß sich jeder bemühen, höchst vortreffliche, wohlfeile Waaren in möglichster Geschwindigkeit zu liefern, wenn er nicht Hungers sterben will.“ Bewiesen sei aber die Heilkraft der Gewerbefreiheit noch nicht. Im Gegentheil! Man betrachte die bildenden Künste und die geben. Seine Stickerei übertrifft nach dem eigenen Geständniß vieler Franzosen, die Lyoner. Eine ganze Gesellschaft von Kennern hielt in Deutschland verfertigte Stahlarbeiten für englische, und es fabricirt so treffliche Hüte, daß ihr wahrer Werth auf 2 Carolin geschätzt wird. Aber wer bezahlt diesen Preiß in Deutschland für einen Hut? So könnten wir sicher in allen Fächern, die trefflichsten Kunst-Produkte haben, wenn deutsche Industrie von Deutschen aufgemuntert, nicht selbst von ihnen niedergeschlagen würde: Ausländer besolden Societäten und erfinden wenig, der Deutsche thut für sich mehr als jene. Der Engländer hat zehnmal mehr Unterstützung als der Deutsche. Hätte diese der Deutsche, er würde zehnmal mehr thun als der Engländer. Der Franzmann zum Erfinden zu flüchtig; der Engländer tiefsinnig, aber schwitzt nicht gerne; der Deutsche nicht eher von der Bank, bis er gefunden, was er gesucht hat. Die Industrie des Auslandes, sagte erst neulich Archenholz, wird meist durch Deutsche erweckt und unterhalten. Der Fleiß, Gehorsam und die Treue des untergeordneten Deutschen Werkmeisters sind, vornemlich in Frankreich und England, andere Länder nicht ausgeschlossen, bis zum Sprüchwort dermassen anerkannt, daß man in den grossen Städten dieser Länder selten eine Manufaktur von einiger Wichtigkeit sehen kann, wo nicht Deutsche in dieser oder jener Qualität angestellt sind. Mit gleichem Lob und Beweisen wird die Industrie der Deutschen im neuen Göttingischen historischen Magazin gewürdigt. Der Geist der Betriebsamkeit, und die Anlage zu nützlichen, oder feinen mechanischen Arbeiten, und Erfindungen regte sich in den Deutschen Nationen von Anbeginn an.

Feine Leinwand war eine der vornehmsten Arbeiten und Trachten von Frauen und Jungfrauen, und feine Leinwand war mit unter den kostbaren Geschenken, welche Heinrich der Löwe auf seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande für den griechischen Kaiser mitnahm. Deutsche Arbeiter — führten im zehnten Jahrhundert die Wollenmanufakturen in Flandern ein, und im zwölften Jahrhundert waren Deutsche Scharlachtücher ein Geschenk, welches werth war, von grossen Fürsten andern grossen Fürsten angeboten zu werden. Während der ersten Kreuzzüge waren es vorzüglich Friesen und andere Deutsche, welche die Maschinen zu Belagerungen erbauten, und wenn die gewöhnlichen nicht hinreichten, ganz neue erfanden. Zu Guicciardini's Zeiten brachten die deutschen Kaufleute eine grosse Menge von schönen und bewunderungswürdig gearbeiteten

deutschen Künstler seit Dürer. Diese genössen Freiheit ihres Berufs. Seien sie wirtschaftlich fortgeschritten? Nein!¹⁾ Der springende Punkt sei stets: Jeder brave Mann werde und müsse, wenn er bestehen wolle, so gut, so wohlfeil arbeiten als er könne, es mögen Zünfte bestehen oder nicht; denn in jedem Falle brauche er Brod und Abnehmer. Die Preise seien aber trotz der Zünfte nicht übersetzt. Dies beweiße nichts schlagender, als das geringe Vermögen und die Seltenheit des Reichtums selbst bei den geschicktesten und fleissigsten unter den Handwerkern. (S. 146—157). Ohne Zweifel sei jeder unnötige Zwang, jede willkürliche Einschränkung menschlicher Freiheit und Fähigkeiten zu hassen, nicht zu billigen. Aber oft seien Beschränkungen nur scheinbar, oft eben so wohlthätig fürs gemeine Beste, als weise Gesetze und für das dauerhafte Glück freier zivilisierter Nationen notwendig.

Möbeln und von eben so vortreflichen Waffen. Rüstungen und andern Metallwaaren, deren Werth auf eine unschätzbare Summe stieg, nach Antwerpen zum Verkauf. Weil Deutschland und die Niederlande im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert der Hauptsitz des europäischen Kunstfleisses waren; so wurden auch fast alle grosse Erfindungen, die den Künsten, den Wissenschaften, der Schiffahrt, den Gewerben und Handel, den Verfassungen und selbst dem ganzen häuslichen Leben eine andere und bessere Gestalt gegeben haben, in Deutschland und den Niederlanden gemacht. Hieher gehören die Buchdruckerkunst, das Pulver, das grosse sowohl als kleine Feuer-Gewehr, die Taschen-Uhren, die Windmühlen und mehrere andere Arten von Mühlen, der Compas, die Oelmalerei und Kupferstecherkunst, die Drathzieherei, und die beste Art den Scharlach zu färben, das Schleifen von Diamanten, die Orgeln, und die Walzen bei Münzen, die hölzernen Blasebälge, die künstlichen Gläser, und viele mathematische und mechanische Instrumente. Alle unterrichteten und unpartheiischen Ausländer erkannten die Deutsche Nation für die kunstreichste und erfinderischste unsers Erdtheils an und eigneten ihren eigenen Landsleuten nur das Verdienst zu, die Erfindungen der Deutschen zu vervollkommen.“

¹⁾ S. 146: „Kann man jetzt in Deutschland sagen: die bildenden Künste blühen? Die Antwort fällt aus richtigen Gründen geradezu verneinend aus. Man hat aber auch den Mangel nicht sowohl in den Künstlern als ausser denselbigen zu suchen — in der Geschmacklosigkeit der sogenannten Kenner, im Mangel des ächten Kunstgefühls, in der auch hier fehlenden Abnahme und der Arbeit angemessenen Bezahlung der Kunstwerke.“

(Vorteile der Zünfte.)

Die Vorteile der Zünfte seien:

1. Ungleich größere Sicherheit der Nahrung der Gewerbetreibenden; diesen gewährleisteten die Zünfte nicht nur das Recht auf Arbeit, sondern vermöchten ihnen auch den Nutzen aus der Arbeit zu sichern, durch Ausschluss konkurrierender Pfuscher sowie durch Stärkung des Vertrauens in die wirtschaftliche Lage, somit Hebung des Selbstvertrauens.

2. Gleichförmigere Verteilung der Nahrung unter die Bürger, wodurch der Armut gesteuert und mehr mittlerer Wohlstand für viele, als großer Reichtum für wenige erhalten werde. Wo der Zunftgeist nach gesunden, nicht überspannten Grundsätzen herrsche, wisse jeder Bürger, ehe er sich häuslich niederlasse, wie viele Meister an einem Orte wohnten, wie viele sich ernähren könnten, könne erfahren und berechnen, wie es mit einer jeden Nahrung stehe, ob auch er sein Brod finden werde. Falle die Untersuchung für ihn verneinend aus, so werde er sich anderswo niederlassen und nicht einen Sprung ins Dunkle wagen.¹⁾

3. Der zünftige Arbeiter werde in seinem Handwerk ungleich vollkommener, da er seine Kräfte nicht auf mehrere Berufe zersplittere, vielmehr dieselben auf einen Gegenstand verwende und könne daher in Ausnützung aller Verhältnisse

¹⁾ S. 162: Bei gesundem Zunftgeiste „muß die glückliche Mittelklasse vermöglicher Bürger zum wahren Vortheil des Staats, immer mehr zunehmen, und der etwa darunter befindliche sehr Reiche wird gehindert, sich durch das Übergewicht seines Geldes, in mehrere Gewerbe zu mischen, alle Nahrung allein an sich zu reißen und den Rest der Einwohner zu Sklaven zu machen. Der ärmste Zünftige genießt mit dem Reichsten gleiche Rechte, die in ihm immer die so wichtige Selbstachtung erhalten, daß er sich nicht als Miethling wegwirft, und lieber alle Kräfte zur Erhaltung seiner Selbständigkeit aufbietet, als um geringen Gesellen-Lohn zu arbeiten.“ Wie sei es aber in Unglücksfällen? Die so prächtig schimmernde allgemeine Gewerbe-Freiheit, bei der sich keiner um den andern bekümmere, werde dann keine Unterstützung bieten, wohl aber die Zunftgenossen, und zwar nicht nur materiell, sondern was wichtiger sei, auch moralisch.

auch billiger liefern, während der Arbeiter der Gewerbefreiheit heute dies, morgen jenes Gewerbe treibe, in pluribus aliquid, in toto nihil verstehe.

4. Das Publikum erhalte bei Preisen, die allerdings höher wären als bei herz- und schrankenloser Konkurrenz, nur gute, gediegene, vertrauenswürdige Waare.

5. Dem Einzelnen würden wohl Schranken gesetzt, aber nur zu seinem Vorteil, indem sie ihm Ruhe und Eigentum, den Genuß wohl erworbener Rechte sichern und vor Schmälerung bewahren. (S. 157—169.)

(Nachteile der Zünfte.)

Es seien zu unterscheiden zunächst A. wirkliche Mängel, nämlich:

1. Alberne, zum Teil schädliche Statuten. Derartige Bestimmungen seien rücksichtslos aufzuheben und seien hiezu die Obrigkeiten befugt, welche die Statuten mit dem Vorbehalt zugelassen hätten, sie nach Notdurft zu mindern oder zu mehrern. Das sei auch im 15., 16. und noch im 17. Jahrhundert vielfach geschehen. Durch die Zerrüttung der deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse aber, sowie durch die stetige Beunruhigung infolge Forderung der Aufhebung der Zünfte seien die Zunftgenossen mißtrauisch geworden und sei es dahin gekommen, daß man nicht nur nichts ändere, sondern zäh am Alten, wenn es auch noch so veraltet sei, festhalte. Dies widerspreche aber dem wahren Zunftgeist, der ja aus der Notwendigkeit der Verhältnisse geboren einst zur Errichtung der Zünfte gedrängt habe und zwar zur „Herstellung der Sittlichkeit, Verhütung des Betrugs, Erhaltung des Credits und Debits, Zerstörung stümperhafter Arbeit und fremder Eingriffe, Beförderung guter meisterhafter Arbeit.“ Diesen Geist müsse man wieder erwecken.

2. Schädlich seien: die Zeitvergeudungen in Folge überflüssiger Zunftversammlungen, unnütze Trinkgelage und Schmausereien, Einstandsgelder, unnütze Ceremonien, der Einheitslohn der Gesellen, die Chikanen bei Erlangung des Meister-

rechts, die Ausartung des Zunftgeistes, welcher die Gesellen oft zu Arbeitseinstellungen und Empörungen treibe. (S. 169—176).

B. Viele Mängel seien aber auch nur eingebildet. So nachstehende Behauptungen:

1. „Die Zünfte verteuern ohne Ausnahme die Kunstprodukte“ — eine unrichtige Meinung, da jeder Preisüberhebung die obrigkeitlichen Taxen entgegenreten, die stets mehr die Vorteile des Publikums als jene der Handwerker im Auge hätten;

2. „sie verhindern die Vortheile der Gewerbefreiheit, nämlich das Überspringen von einem Handwerk zum andern“ — ein Zustand, der im Interesse des soliden Handwerks nicht wünschenswert sei;

3. „hart sei es, daß ein Meister nicht mehr als einen, ein junger Meister aber keinen Lehrlingen halten dürfe“ — eine Einrichtung, die im Interesse der gründlicheren Ausbildung gegeben worden sei;

4. „hart sei es, daß fremde Gesellen erst eine gewisse Anzahl Jahre an einem Orte müßten gearbeitet haben, ehe sie zunftfähig würden“ — eben um ein Mittel zu haben, den sittlichen Charakter und die Geschicklichkeit des künftigen Bürgers desto genauer prüfen zu können;

5. „unbillig sei es und dem Publikum nachtheilig, wenn Fremden das Zunftrecht erschwert werde“ — eine Vorschrift, die eingeführt sei, aus Gründen der Selbsterhaltung;

6. „die eingeführten Meisterstücke seien schädlich“ — das Publikum müsse vor Stümpfern gesichert sein;

7. „hart sei die Zunftunfähigkeit der Kinder unehrlicher Leute“ — veranlaßt aus Gründen der Selbstachtung der Handwerker; dem Staate müsse daran liegen, daß dieselben der Achtung genossen und auf ihr Ehrgefühl hielten;

8. „unbillig sei das Verbot der Verwendung von Häuten gefallener Thiere“ — gegeben aus Gründen der Gesundheit;

9. „es sei drückender Handwerkszwang, daß kein Geselle in der nämlichen Stadt sich einem andern Meister verdinge, es

sei denn, daß er vorher 4 Wochen aufser dem Ort gewesen“ — welche Vorschrift eingeführt sei, um die Verführung von Gesellen aus unlauteren Motiven von seiten der Konkurrenten zu verhüten;

10. „hart sei die Beschränkung der Gesellenzahl“ — eine Bestimmung, welche z. B. in Speier in einer Anzahl Zünfte gemildert oder beseitigt sei seit 1527.¹⁾ (S. 176—192.)

Vorstehende Nachteile seien hebbar, ohne dem wahren, gesunden Zunftgeist, der so Großes geschaffen, Abbruch zu thun. Und zu diesem müsse man zurückkehren, sonst werde es nicht besser.

Die Zünfte seien das Ergebnis geschichtlicher Entwicklung. Diese aber sei durchaus rauh und hart gewesen und schließlic habe man die Überzeugung ausgesprochen: „die Zünfte sind nicht nur nicht schädlich, im Gegenteil sie nützen“ — Ulm, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M. seien stehende Beweise hiefür.

¹⁾ Hiezu macht Weiß S. 187 nachstehende Ausführung: „Ich gebe es willig zu, daß ein Professionist, je mehr er Gesellen und Lohnarbeiter bey seinem Gewerbe halten kann, desto wohlfeiler zu arbeiten im Stande ist. Viele Arbeiter für eine einzige Familie sind zum Theil eine Mitursache der Wohlfeile mancher Fabrikate. Würde es aber nicht grausam seyn, von einem Orte, wo viele Meister den nemlichen Artikel bearbeiten und einige bloß davon leben, die Errichtung einer Fabrike zu erlauben, die alle jene zu Grunde richten müßte? Die Dürftigkeit, wenigstens der Mangel an baarem Gelde des deutschen Handwerkers im Allgemeinen ist jedermann bekannt; selten kann sich unter zwanzigen Einer seine Materialien anders als im Kleinen ankaufen, viele müssen sie sogar vom harten Wucherer borgen: wie sollten nun diese mit dem zwanzigsten reichen Handwerker, der seine rohen Produkte im Grossen gegen baares Geld, oft um ein Sechstheil wohlfeiler einkauft, und seine fertigen Waaren wieder auf Credit in grosser Menge verkauft, concurriren können? Dieser würde bey gleichen Preisen tausende gewinnen, bey denen der arme Handwerker kaum das trockene Brod verdient. So schädlich demnach in einzelnen Fällen die Beschränkung mancher Handwerks-Ordnungen seyn mag; so wohlthätige Folgen hat sie auf der andern Seite für den Wohlstand vieler Meister, die sie erhält, es glücklich verhindert, daß sie nicht unverschuldet Bettler, und dadurch eine Last der übrigen Einwohner werden, die sie alsdann ernähren müssen. Jede Obrigkeit ist ohnehin schuldig, ihren Unterthanen Nahrung zu verschaffen, den Müßiggang zu verhindern,

Bei der Frage, ob Gewerbefreiheit oder Zunftzwang besser sei und grössere Gewähr für das wirtschaftliche Gedeihen des Einzelnen biete, müsse man festhalten, daß wo genügender Absatz vorhanden und für jeden gesorgt sei, obige Frage bedeutungslos wäre. Es dürften somit nicht in Anschlag kommen ein London, Paris, Wien, Berlin (S. 216) und andere große Städte, worin sich immer ein zahlreicher Adel, viele reiche Privat-Personen und eine Menge Fremde aufhielten, da hier mit und ohne Zünfte der Abnehmer eine Menge sei. Wollte man aber einen Vergleich ziehen zwischen Ländern, welche seit Jahrhunderten Zünfte hatten oder stets absolute Gewerbefreiheit genossen, so müsse man in Betracht ziehen: „Volksmenge und Verhältnis ihrer Beschäftigungen gegen einander, Charakter der Einwohner, ihre wirkliche und eingebildete, vorzüglich Lieblingsbedürfnisse, Hang zum Luxus oder Sparsamkeit, wohlfeile und teure Lebensmittel, Lage und

und durch Mangel an Arbeit der unausbleiblich erfolgenden Armuth zu steuern. Ists nun nicht besser, wenn ja das Publikum etwas zur Erhaltung einiger Mitglieder beytragen muß, daß es dieß thut, ehe sie Bettler werden, daß es ihr gänzlich Verarmen verhindert, gesetzt, daß es auch einige Artikel um ein kleines theurer bezahlen müßte. Denn nicht Geschicklichkeit, Kunst, eigene Erfindungen sind immer die wahren Ursachen einer grössern Menge von Kunden. Empfehlung, Verwandtschaft, Beredtsamkeit des Professionisten, Lage seiner Wohnung, eine schöne junge Frau oder Tochter, Heirath mit einer verabschiedeten Maitresse etc. schaffen dem Handwerker oft mehr Abnahme als alles andere. Ueberdieß verliert das Publikum nichts bey dieser Einschränkung. So viele Arbeit ist wohl selten vorhanden, daß jeder Meister die bestimmte Anzahl Gesellen halten könnte. Zudem lassen sich gerade die Meister, welche viele Gesellen halten können, stolz durch ihren Ruf und Zugang, die Arbeiten gewöhnlich theurer bezahlen, ohne daß diese vor andern einen wesentlichen Vorzug hätten; weil die Arbeit sie, und sie nicht die Arbeit suchen. Daher setzt auch das den 15ten Juny 1771 übergebene Reichs-Gutachten, die Abstellung einiger Handwerks-Mifsbräuche betreffend, im dritten Absatz bey diesem Punkt weise hinzu: „Diese Bestimmung aber, (wegen der Gesellen Zahl) doch nach Bewandniß der besondern, nicht an allen Orten gleich gearteten, und bey verschiedenen Handwerks-Innungen sich ungleich zeigenden Umständen, jeder Landes- und Orts-Obrigkeit zu überlassen.“

Gelegenheiten zum inneren und äusseren Absatz, eigene rohe Landesprodukte, deren Verarbeitung im Land, oder rohe Ausfuhr, guter oder schlechter Grund und Boden, Schätzung und Neigung oder Geringschätzung und Abneigung vor dem Ackerbau, einfache oder modisch verfeinerte Sitten des Bauern, u. s. f. — und mit der grössten Sorgfalt abwägen.“¹⁾

Vorerst aber sei die Frage zu beantworten:

Könne man die Zünfte so geradezu aufheben?

Eine Aufhebung überhaupt sei unter allen Umständen schwierig, aber zur Zeit — 1792 — geradezu gefährlich und verhängnisvoll. Jahrhunderte hätten an den Zünften aufgebaut zur Verhütung allerlei Mifsstände, die Zusammenreifsung der

¹⁾ Als Beispiel führt Weifs u. a. England an und sagt (S. 225): „Freye Concurrenz der Arbeiter ist vom Flor der Gewerbe Englands so wenig die einzige Ursache, als Zünfte und Innungen in Deutschland vom Verfall. Absatz dorten, Mangel des Absatzes hier, sind die Quellen von beyden.“ Wie sehr sind die Verhältnisse Englands und Deutschlands verschieden (S. 222): „England gab seinem inländischen Handel alle mögliche Bequemlichkeit. Aber dadurch würde die ganze Masse des Reichthums sich nicht vermehren, wenn auch bald dieser, bald jener etwas reicher als sein Nachbar würde. Aber es zieht durch seinen ausländischen Handel ganz erstaunende Summen ins Land, und nun sind seine Bewohner im Stande, den Handwerker durch beträchtliche Abnahme aufzumuntern. Sollte wohl in Deutschland, im Ganzen genommen, sich nicht das Gegentheil von beyden finden? Und wenn es nun vielleicht, bey dem ausländischen Handel, mehr für baares Geld ein- als ausgeführt — so leiden seine Handwerker doppelt dabey. Sie kaufen selbst fremde Waaren, und ihren deutschen Abnehmern fehlt es an Geld, ihnen die ihrigen abzunehmen.“ Gesetzt aber auch Deutschland suchte dies nachzuahmen, Kanäle zu bauen, so würde es ihm (S. 220): „doch immer an Englands glücklicher Insel-Lage, welches an drey Seiten mit dem Meere umgeben ist, am Public Spirit, vorzüglich aber an einem reichen bevölkerten Ostindien fehlen, wohin es alle seine Waaren, gute und schlechte, die Sack-Uhren für eine halbe Guinee das Stück nicht ausgenommen, immer ausführen, und mit reichem Gewinn verkaufen kann.“ — Bei Holland dürfe man nicht vergessen (S. 227), „welchen unaussprechlichen Absatz seine Manufakturen und Fabriken nach beyden Indien haben; dafs seine Schiffe die meisten Waaren in Europa und Ostindien verführen; dafs die aus letzterem eingebrachten Spezereyen, seine Häringe, Wallfisch- und Fischfang überhaupt, dessen Einwohner unaufhörlich beschäftigte und bereicherte.“

Schutzwehr für die Nahrung der Handwerker werde alle und jede Mißstände sofort wieder an der Oberfläche erscheinen lassen. (S. 194.)

Die Schwierigkeiten der Aufhebung seien doppelte:

1. politische — die Zünfte ständen vielfach in Vertragsverhältnissen mit höheren und niederen Obrigkeiten, und sei daher eine Aufhebung ohne Zustimmung der Zünfte nicht denkbar; (S. 195—199.)

2. moralische:

1. Die Handwerker hingen mit unglaublicher Anhänglichkeit an ihrem Zunftsystem;¹⁾
2. weil die Aufhebung der Zünfte einige sehr reich, tausende zu Bettlern machen würde;
3. weil eine Menge Stümper notwendig durch die Aufhebung entstehen müßten;
4. weil notwendig das Publikum mit schlechten Waaren überhäuft würde;
5. weil die Kette der bürgerlichen und Nahrungsverbindung dadurch zerrissen würde;
6. weil endlich hierdurch eine Menge verdorbener Handwerker, Bettler und schlimmer Menschen gepflanzt werde. (S. 200—213.)

Die Beibehaltung oder Aufhebung der Zünfte richte sich vornehmlich nach der Natur der betreffenden Gewerbe. Gewerbe für Genußmittel dürften im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt nicht übersetzt sein, sonst würde ihr Zweck für sie selbst und das Publikum zerstört. (S. 231—233.)

¹⁾ Weifs, S. 201: „Man muß in der That selbst Vorsteher einer oder mehrerer Zünfte gewesen seyn, wenn man sich einen vollständigen Begriff von der hartnäckigen Stupidität und der unbiegsamen Anhänglichkeit mancher Professionisten an ihre Handwerks-Mißbräuche machen will, welche bey vielen weder die Beredtsamkeit eines Demosthenes, noch die strengsten Gesetze eines Lykurgs ausrotten können. Ganz alte Meister gehen hierinnen oft so weit, daß sie gar ihre alte hergebrachte unbeholfene Werkzeuge, die sich verbessern ließen, aus Vorliebe zum Alten, und Haß gegen alles Neue, beybehalten; daß sie neu erfundene Maschinen, mit denen sie täglich drey mal so viel als wirklich, arbeiten könnten, verwerfen.“

Bei Gewerben, welche für den Handel arbeiten, sei der Absatz entscheidend und der zu erzielende Gewinn. Lohne dieser die Arbeiter in jeder beliebigen Anzahl, so sei Gewerbefreiheit durchaus zulässig, lohne derselbe aber nur eine beschränkte Anzahl, könne die Obrigkeit einer beliebigen Vermehrung der Arbeiter nicht ruhig zusehen, sondern müsse weise Schranken einführen und dürfe nicht die Grenzen der Freiheit zum Nachteil der Einzelnen erweitern. (S. 233—241.)

Die Zahl der Gewerbetreibenden auf Geding, d. h. nur auf Bestellung müsse stets in Einklang stehen mit der allgemeinen Bevölkerungszahl. (S. 241—245.)

Aus dem bisher Entwickelten ergebe sich:

1. In Deutschland sei im Ganzen das Gewerbe übersetzt.
2. Genügender Absatz fehle, die Gewerbe Deutschlands blühten, nicht aber die sie Treibenden.
3. Absolute Gewerbefreiheit verheißse keine Besserung.
4. Die Vorteile der Zünfte überwiegen deren Nachteile, welch' letztere übrigens verbesserungsfähig seien oder ohne weiteres gehoben, beziehungsweise gemindert werden könnten. (S. 213.)
5. Die Aufhebung der Zünfte sei schwierig, ein Sprung ins Dunkle.

Somit müsse man an den Zünften festhalten, aber sie in Rücksicht auf die modernen Zeiten und Verhältnisse so modifizieren, daß der Nutzen, dessen sie fähig seien, wirklich erreicht werde. Diese

Mittel den Flor der Gewerbe zu befördern seien: (S. 245.)

1. Verbesserung der Bürgeraufnahme (diese solle weder protektionistisch, noch parteiisch, noch schrankenlos sein). (S. 245—248.)

2. Verbesserung des Ackerbaues: der Flor der Gewerbe eines Landes habe zwei Vorstufen:

- a) Die Verbesserung des Feldbaues nebst der Viehzucht, also der Landwirtschaft als der ersten Grundlage aller möglichen Glückseligkeit der Staaten,
- b) die Verarbeitung der rohen Materialien, welche jene erzeuge. Diese Verbesserung habe aber zu bestehen in der wirtschaftlicheren Benützung des Bodens,¹⁾ welche viel mehr Menschen beschäftigen könne, so daß erreicht werde „Vermehrung und Wohlfeile der Lebensmittel, wohlfeilere Zubereitung der Rohstoffe, und Minderung des Zudranges der Landleute zum Handwerksstand“. (S. 248—256.)

3. Verbesserte Benützung und Vervollkommnung der eigentümlichen Produkte jeden Landes, um nicht zur Einfuhr ausländischer genötigt zu sein. So sei zu fördern: z. B. die Schafzucht (gute, billige Wolle), Viehzucht (Fleisch, Leder), Bienenzucht, Zucht der Seidenkaninchen, verbesserter Hanf- und Flachsbaum, der Bergbau. (S. 257—266.)

4. Weise Ein- und Ausfuhr der rohen Materialien und von den Gewerben verarbeiteter Waaren. Die hier einschlägigen Vorschriften dürften nicht zwingende sein, sondern sollten unvermerkt leitende Einrichtungen einführen. So

- a) möglichste Erleichterung und Unterstützung der Ausfuhr aller überflüssigen, im Lande erzeugten Waaren, welche weiterer Verarbeitung nicht mehr fähig seien. Wer durch gute und wohlfeile Arbeit sich den stärksten Absatz ins Ausland verschaffe, sei zu belohnen.
- b) Verhinderung der Ausfuhr jener Rohprodukte, welche mit Vorteil im Lande verarbeitet werden können.
- c) Begünstigung der Einfuhr von Rohstoffen, vornehmlich jener, welche das Ausland besser oder billiger liefere, dagegen Erschwerung der Einfuhr aller jener auswärtigen

¹⁾ „Daß ich Leibesfreyheit und Gütereigenthum beim Bauern voraussetze (nicht Leibeigenschaft), liegt in der Natur der Sache, eben so sehr als die seinen Fleiß aufmunternden, den vorzüglichsten Landwirthen von Zeit zu Zeit zu ertheilenden Belohnungen und Unterstützungen“ (S. 253).

Kunstprodukte, welche entweder den Luxus befördern, oder im Inland hergestellt werden können.¹⁾

Habe das Inland genügende und ausreichende Beschäftigung, so sei die Einfuhr fremder Waaren nur dann zu verbieten, wenn das Inland diese mit Vorteil erzeugen und absetzen könne. Sonst sei das Einfuhrverbot Unsinn.

Produkte, welche auf unserem Boden vorzüglich gedeihen, seien zum Eintausch fremder Waaren besonders zu pflegen.

Zur Hebung des Handels müßten die einschlägigen Verhältnisse geklärt werden: vornehmlich die Größe des Tausch- und Zwischenhandels sowie der Frachten und Rückfrachten, die Ausfuhr eigener Produkte und Waaren, deren Hindernisse, die benachbarten Kommerz- und Staatsverhältnisse, der Charakter und unwiderstehliche Hang der Abnehmer im Auslande. Einfuhrverbote seien verkehrt, wenn man die betreffenden Waaren im Inland nur schlechter oder teurer erzeugen könne.

- d) Wo Zwischenhandel möglich und vorteilhaft, sei die Einfuhr aller fremden Waaren unter der Bedingung zu gestatten, sie wieder auszuführen, um dem Inland den Handelsgewinn zu sichern. (S. 267—272.)

5. Minderung und möglichste Abtragung der Staatsschulden. (S. 272, 273.)

6. Weise Einschränkung des Luxus, d. h. nicht des größeren prächtigen Aufwandes, der zum Vorteile der Gesundheit und aus nützlicher Behaglichkeit in gewissem Grade nicht mehr zu umgehen sei, sondern jenes Aufwandes, der zu Üppigkeit, Verschwendung, Armut, Weichlichkeit, Charakterlosigkeit führe. Hier hätte die Obrigkeit einzuschreiten, soweit

¹⁾ So habe Kaiser Joseph II. in Böhmen durch das Verbot der Einfuhr fremder Waaren 1784 erzielt, daß daselbst die Fabrikanten und Spinner sich um 126962 Köpfe und die Werkstühle um 14496 in 4 Jahren vermehrt hätten. (S. 269.)

es der gesunden Vernunft entspreche, und insbesondere dem Absatz ausländischer Luxuswaaren entgegenzutreten. (S. 274--280.)¹⁾

7. Kluges Betragen eines Staats gegen seine Nachbarn. Staaten lebten untereinander fast so, wie Bürger gegeneinander. Sähe z. B. ein Staat, daß sein Nachbar ein Rohprodukt von ihm in Folge besonderer Umstände mit Vorteil verwerten könne, so wäre es unklug, wenn ersterer nur aus elender Plusmacherei verführt in Konkurrenz träte. Denn der andere Staat werde ersteren anderweit zu schädigen suchen. Bei solchen Zollkriegen heiße es aber: „die Großen zanken sich -- und der Handwerker muß die Kosten bezahlen“. (S. 280, 281.)

8. Der Handwerker müsse mit Kaufleuten in Verbindung treten. Denn dann werde es ihm nicht fehlen an Geld zum Einkauf von Rohmaterial im Großen, an sicherem Absatz und pünktlicher Bezahlung, an Gelegenheit, Rohprodukte aus erster Hand in bester Qualität zu erhalten. Auch sei er hierdurch in die Lage versetzt, zehnmal so viel zu verarbeiten als ohne diese Vorteile. Bei dieser Verbindung gewinne Kaufmann und Handwerker. Dieser bekomme guten Stoff, jener gute Arbeit, das Vertrauen wachse, und schließlich bekomme bei günstigen Geschäften der Kaufmann seine Prozente, der Handwerker seinen Lohn, gleichviel ob gehandelt würde aus Menschenliebe oder aus Interesse. Werde aber der Handwerker leistungsfähiger, so entstünden mit der Zeit mehr Fabrikanten, nicht mehr Fabriken. (S. 282—284.)

9. Achtung des Handwerkerstands seitens der andern Stände (S. 284, 285.)

10. Erschwerung des nichtansässigen Hausierhandels in jeder Form, insbesondere gegenüber den Aus-

¹⁾ Weifs sagt hierzu (S. 280): „Ich hätte nicht Lust in Allem den Advokaten des in vielen Dingen so sehr gesunkenen Menschen-Geschlechts zu machen. Aber so tief ist es doch gewifs noch nicht gefallen, daß ganze Stände bloß deswegen Unsinn treiben sollten, um sich und ihre Familien an den Bettelstab zu bringen.“

ländern, welch' letztere mit ihren Auslandswaren den inländischen Absatz drückten und dem Inland schwere Baarsummen entzögen. (S. 286—298.)

11. Verminderung der Zahl der Gewerbetreibenden,

a) mittelbar, wobei Grundsatz sein müsse: „In die Städte gehören Künste und Handwerker, der Bauer aufs Land, aber ja nicht umgekehrt oder vermischt, wenn es der Stadt und dem Land gut gehen soll“ (hiezuhiehe oben Ziffer 1 und 2); insbesondere sei auch die Niederlassung von Handwerkern auf dem Lande zu erschweren;

b) direkt:

α) bezüglich der Meister; deren Zahl solle nicht gröfser sein, als dafis im Durchschnitt jeder 2 Gesellen beschäftigen könne;

β) sei hiernach die Meisterzahl zu grofs, so sei der Zugang zu sistieren, bis durch Abnahme die Verhältniszahl erreicht werde;

γ) würde die Gesellenzahl hiernach zu grofs, so müsse die Aufnahme von Lehrlingen beschränkt, auch das Aufrücken derselben zu Gesellen verlangsamt werden;

δ) bleibe hiernach Überschufs von Arbeitskräften, so erübrige, wenn das Zuwarten, auch der Eintritt in ein anderes von Lehrjungen zu ergreifendes Gewerbe aussichtslos sei, nichts als Auswanderung. Diese sei besser, als dafis der Staat arme oder verarmte Familien sich grofs ziehe. Werde durch obige Mafsnahmen die frühere Eingehung einer Ehe verhindert, so sei dies vom sanitären Standpunkt und dem der öffentlichen Wohlfahrt aus kein Unglück.

(299—307.)

12. Die Hauptpunkte der einzelnen vorzunehmenden Modifikationen der Zünfte seien:

1. Prüfung der Lehrjungen vor ihrer Annahme durch einen erfahrenen Meister und einen Obrigkeitsdeputierten über:

- a) den Besitz der geistigen und körperlichen Kräfte zu dem zu wählenden Gewerbe (S. 309),
- b) seine Kenntnisse aus dem technologischen Unterricht, den er genießen solle in Naturgeschichte, über die Materialien und ihre Eigenschaften, die in seinem Gewerbe verarbeitet werden, wobei mehr auf Urteilsfähigkeit als auf bloßes Wissen zu sehen sei. (S. 310.)

2. Untersuchung der Frage: „Ist die Zahl der Jungen im gewählten Gewerbe überhaupt oder im betr. Jahrgange nicht übersetzt“. (S. 310, 311.)

3. Lehrgeld sei so gering wie möglich. (S. 311).

4. Lehrzeit, falls Lehrgeld bezahlt werde, nicht über 2 Jahre (S. 312), beginnend nicht vor dem 16. Lebensjahr. (S. 330.)

5. Verhältnis der Jungen zu Meister und Gesellen:

- a) ein Meister, der sein Gewerbe nicht verstehe, dürfe keinen Jungen nehmen;
- b) der Junge solle nur zu Gewerbsgeschäften verwendet werden (S. 312);
- c) Verbot der Mißhandlung des Jungen durch Gesellen (S. 314);
- d) Unterricht an die Jungen durch erfahrene gesellenlose Meister, sofern öffentliche Anstalten hiefür nicht vorhanden (S. 315).

6. Beseitigung der Mißbräuche im Lehrlingswesen, besonders bei der Gesellenprüfung. (S. 316--319.)

7. Minderung und Beseitigung der kostspieligen, oft albernen Zeremonien bei Erteilung des Lehrbriefs. (S. 320, 321.)

8. Handwerkererziehung. Diese sei zu erteilen durch öffentlichen Unterricht, welcher sich an die bestehenden Schulen anschließen könnte. Dieser Unterricht sei zu erteilen an:

- a) die Schulknaben,
- b) Lehrjungen und auch Gesellen,

und habe zu bestehen in: Schön- und Rechtschreiben, Rechnen, schriftlichen, jeder Bestimmung gemäßen Aufsätzen, Quittungen,

Contis, Waaren-Verzeichnissen, Technologie, Anfertigung von Bauanschlügen, Zeichnen (architektonisch und frei Handzeichnen), Naturgeschichte, praktischer Sittenlehre. Den Unterricht hätten Prediger und Schullehrer zu geben gegen Entgelt, in öffentlichen Gebäuden, an 3 Wochenstunden (abends 7—8 und Sonntags Nachmittag); die Kosten seien aufzubringen durch den Staat, die Zünfte und durch Schulgeld. Eine solche Erziehung wecke frühzeitig das Nachdenken, mehre das Verständnis für die Arbeit und sei geeignet den Erfindungsgeist zu fördern. Nicht nur der Einzelne, der Staat selbst würde Nutzen daraus ziehen. (S. 321—331.)

9. Wanderjahre der Gesellen: ob das Wandern nötig, sei allgemein nicht zu entscheiden. Das Wandern habe nicht vor dem 20. Lebensjahre zu beginnen und solle kontrolliert werden. Gute Wanderschaft solle belohnt, dieselbe für Erlangung des Meisterrechts von Gewicht sein. Fechtbrüder müßten vom Zunftrecht ausgeschlossen werden. Als Wanderzeit genügten 3 bis 4 Jahre. Übermäßiges Wandern entziehe dem Heimatstaate nutzlos Gelder; dagegen seien vorzügliche Künstler und Handwerker auf Staatskosten zu ihrer Ausbildung in gesetzten Jahren an Orte gewerblicher Bildungsfähigkeit zu schicken. Hierdurch würden gebildete Gesellen die Kenntnisse der Fremde der Heimat zuführen. (S. 332—341.)

10. Meisterstücke und Meisterwerden. Bezüglich dieser seien eine Anzahl Mißbräuche zu beseitigen, insbesondere, daß hiezu oft unnützliche Gegenstände gewählt, dieselben von den Meistern nicht selbst verfertigt würden, mit unnützen Schmausereien verbunden wären. Künftig seien zu Meisterstücken Arbeiten zu wählen, die nach dem herrschenden guten Geschmack Kaufmannsgut seien. Diese Stücke sollten als Modelle dienen beim technologischen Unterricht der Handwerker und würde durch eine mit der Zeit durch Meisterstücke entstehende schöne Vorbildersammlung der Anschauungsunterricht mächtig gefördert (S. 342—350). Die Unterschleife bei Herstellung des Meisterstücks würden am besten beseitigt durch

die Besetzung des Schauamts mit beeidigten Meistern und Abgeordneten der Obrigkeit. (S. 341—351.)

11. Bei unwirtschaftlichem Gebahren von Meistern habe die Obrigkeit einzuschreiten, um künftigem Vermögensverfall zeitig vorzubeugen. (S. 351—355.)

12. Die Arbeitseinstellungen der Gesellen seien meist Folgen kleinlicher, alberner Gepflogenheiten. Diese seien abzuschaffen. Gesellenempörungen ohne triftigen Grund seien streng zu bestrafen am Schuldigen, sei es Geselle, sei es Meister, bei ersterem auch durch Mitteilung an die heimatliche Behörde, bei letzterem durch gänzliche oder zeitweise Entziehung der Zunftrechte, ausgenommen das Meisterrecht. (S. 356—365.)

(II.)

(Anwendung der bisher vorgetragenen Sätze auf den in der Preisfrage eigentlich bestimmten Staat, in welchem lediglich Zwischenhandel [*commerce d'entrepôt*] bestehe).

Ein solcher Staat bestehe entweder bloß durch Zwischenhandel oder gebe einem Teil der eingeführten Waaren eine durch Künste und Gewerbe verbesserte Form, ehe er sie ausführe.

In beiden Fällen sei der Absatz größer, nach innen und nach außen, Übersetztheit der Handwerker im Innern sei weniger zu besorgen, sie gestalte sich weniger drückend, es seien aber auch die Vorteile der verhältnismäßigen Arbeiterzahl nicht geboten. Ein solcher Staat habe meist keinen oder nur unerheblichen Ackerbau, sei also dessen Einflüssen entzogen, freilich würden auch die Lebensmittelpreise höher sein. Erhöhte Einfuhr könne deren Höhe mindern. Die Bürgeraufnahme sei nicht zu beschränken, es sei denn Übervölkerung vorhanden.

Bei der Verarbeitung eingeführter Waaren gelten im Allgemeinen die gleichen Grundsätze wie im Zunftstaat, doch könne die Freiheit des Gewerbes ungleich größer sich gestalten und sei nur im Auge zu behalten, daß bei freierer Bewegung der Gewerbetreibenden die Güte der Waaren sich nicht mindere und hiernach der Absatz zurückgehe. Einem solchen Staate

würden Hände und Zeit ersparende, künstliche Maschinen Vorteil bringen, so lange Güte und Absatz der Waaren nicht gefährdet sei. Da die Nahrung für jeden reichlicher fließe, ströme Alles herzu, es werde alles bestimmt durch das eigene Interesse, die hartnäckige Anhänglichkeit ans Alte aber schwäche sich ab.

In einem Zwischenhandel treibenden Staate lasse sich der Versuch, das Zunftwesen aufzuheben, eher wagen. Da Abnehmer genug, finde schliesslich jeder in irgend einer Beschäftigung leichter sein Brod als im Zunftstaat, in dem Mangels Abnehmer jedem sein Brod und das oft karg zugemessen sei. Doch würden auch hier die üblen Folgen der plötzlichen Aufhebung der Zünfte nicht ausbleiben, wenn sie auch nur in mässigem Grade sich geltend machen würden. Unter allen Umständen müsse an der Spitze der Handwerker ein leitendes Kollegium stehen, dem am besten die modernisierten Zünfte untergeordnet würden, um eine wirksame Gewerbeorganisation zu erhalten.

Der Zwischenhandelsstaat habe meist gute Ein- und Ausfuhrgesetze, sein Verhältnis zu den Nachbarstaaten sei klug, Handel und Gewerbe stünden in innigerer Geschäftsverbindung und Hausierer seien ziemlich unschädlich. Ziel eines solchen Staates sei, die Waaren stets billiger zu liefern, insbesondere billiger als das Nachbarland. Hiedurch wachse der Absatz, jeder Meister könne mehr Gesellen beschäftigen, er könne Rohstoffe im Grossen einkaufen und beziehe erhöhten Gewinn aus dem Fleiss seiner Gesellen. Durch die grössere Arbeitsteilung gewannen besonders die Geschäfte mit Verbrauchs- und Genussmitteln, während bei den kleinen Verhältnissen des Zunftstaats z. B. die Meister vielfach ihr Brod selbst bereiteten und nicht vom Bäcker entnähmen. Die günstigere wirtschaftliche Lage lege nahe, die Arbeiter stets mehr zu vervollkommen, sie gründlicher zu erziehen, zu bilden. Würde aber von den meist freieren Männern eines solchen Staats ein gutes Beispiel für Handwerkererziehung gegeben, so wirke das fördernd auf

die kleineren Staaten und bilde binnen weniger Jahrzehnte den Handwerker- und Innungsgeist um. Weise Erziehung der Handwerker schaffe bessere, ruhigere Gesellen; entsprechende, heilig zu haltende Verordnungen bildeten schliesslich selbst die rohesten Menschen so um, wie sie ihrer Bestimmung gemäfs zu ihrem und jedes Staats Vorteil gebildet sein sollten. (S. 366--375.)

Weifs schliesst seine Abhandlung mit dem Hinweis, dafs, so sehr seine Vorschläge auch in der Natur der Sache gegründet seien, stets bei jeder Gewerbeverbesserung darauf zu sehen wäre, dafs nie das Wohl der Bürger vom Wohl des Staates, nie das Wohl des Ganzen vom Wohl der Teile getrennt werde, dafs letztere das Ganze ausmachten, und dafs selbst unermessliche Summen endlich verschwinden müßten, wenn ein Gulden nach dem andern darum vernachlässigt werde, da er nicht allein das Ganze ausmache! (S. 376.)

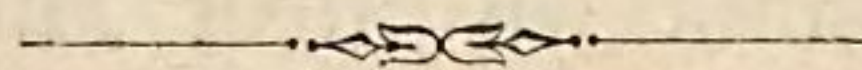
Weifs hat die Erfüllung seiner Wünsche noch erlebt, freilich anders, als er 1792 dachte. Das linke Rheinufer wurde französisch, die Pfalz dem grossen Wirtschaftsgebiete Frankreichs angeschlossen, am 26. März 1798 wurden die Zünfte aufgehoben und die französische Gewerbefreiheit eingeführt. Bei dieser Umwandlung der Verhältnisse können nachstehende Worte Weifs', die er am 23. September 1800 bei der zweiten Bürgerversammlung als Maire gesprochen hat, nicht Wunder nehmen (S. 37): „Unter dem Schutz einer mächtigen Nation, für die Millionen muthig gewaffnete Hände bereit stehen, sind im Frieden dem Handel und Wandel die Wege geöffnet und jene ehemalg kleinlichen Sperren eifersüchtiger Nachbarn zersprengt. Die vergrößerten, jetzt vielfach erhöhten Abgaben, im Verhältnis zur Geringfügigkeit der früheren, werden im Frieden durch die weit mehr vergrößerte Leichtigkeit im Erwerb, durch die Lebhaftigkeit des Commerzes und der Gewerbe vervielfacht gewonnen, die grössere Abgabe leichter als die ehemalige kleine gezahlt. Wer leicht gewinnt, kann leicht geben.“ —

Weiß hat seine Arbeit, nachdem sie am 25. Oktober 1792 von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe mit dem Preise gekrönt worden war, anscheinend überarbeitet und am 9. Mai 1793 abgeschlossen. Wegen der Kriegswirren erschien sie gewidmet „Seinen lieben Mitbürgern der freyen Reichs-Stadt Speyer“ erst 1798 im Druck zu Frankfurt a. M. Das System, bezüglich dessen Durchführung wir von einer Kritik absehen, ist äußerst einfach und durchsichtig. Entscheidend für die Beurteilung gewerblicher Verhältnisse ist Weiß die Möglichkeit des Absatzes, des Verdienstes. Ist dieser reichlich, so findet jeder sein Brod; ist derselbe aber kärglich, so hat der Staat die Pflicht, rechtzeitig Vorsorge zu treffen, daß er nicht noch kärglicher werde. Und das wird am sichersten erreicht durch eine indes durchaus modernisierte Zunftverfassung, wo Zünfte herkömmlich sind; wo solche fehlen, durch Verhütung des übermäßigen Zugangs zu übersetzten Berufen. Weiß hat Deutschland 1792, von wenigen Teilen (Hamburg, Berlin, Wien) abgesehen, in Anbetracht der Kleinstaaterei und der kläglichen wirtschaftlichen Verhältnisse geraten, das überkommene Zunftwesen noch nicht über Bord zu werfen, vielmehr besonders seines moralischen und erziehlischen Einflusses wegen festzuhalten unter Anpassung an die Neuzeit. Schon 1800 spricht er aber der freien Bewegung der Gewerbe das Wort. Würde er heute zu sprechen haben, so würde er bei dem ganz gewaltig gestiegenen Wohlstand¹⁾ Deutschlands nichts anderes empfehlen als die Gewerbefreiheit, um deren Einführung in Bayern vor mehr als 20 Jahren Seine Excellenz der k. Regierungspräsident der Pfalz und Staatsrat von Braun sich am meisten verdient gemacht hat! —

Lassen wir nochmals die drei Männer kurz an unserm Auge vorüberziehen, so werden wir ihnen die Anerkennung

¹⁾ Diesen erläutern am besten nachstehende Ziffern des auf Bayern treffenden Ertrags der Zölle des deutschen Zollgebietes: 1837: 5'305320 *M.*, 1873: 9'860620 *M.*, 1890: 38'006900 *M.*

nicht versagen. Biel, der ehrwürdige rector magnificus der von ihm mitgegründeten Universität Tübingen, untersucht, seiner Zeit weit vorsehend, die Gesetze des Wesens der Münze und des Geldes, Becher, der so sehr frühreife Polyhistor, der geniale Volkswirt, weitaussehende Staatsmann und gelehrte Naturforscher, rät angesichts des wirtschaftlichen Niedergangs Deutschlands durch die Wunden des 30jährigen Krieges und der Deutschlands Markt untergrabenden französischen Schutzzollpolitik Colberts zu Mitteln zur Hebung und Erleichterung des Handelsverkehrs, zur Steigerung der Leistungsfähigkeit des Inlands, zum Schutz der nationalen Arbeit, will Reichspost und empfiehlt Kolonien als Absatzgebiete, Weifs, der ehrenwerte Bürgermeister der freien Reichsstadt Speier, ist bestrebt, dem darniederliegenden deutschen Gewerbe zur Blüte die Wege zu zeigen, dem deutschen Arbeiter das Recht auf Arbeit und den aus ihr quellenden Nutzen zu sichern unter Erziehung der Handwerker zu guten, tüchtigen Gliedern des Staats. Sind diese drei Männer auch Kinder ihrer Zeit und ihr Urteil teilweise erfüllt von für uns überwundenen veralteten Ansichten, so muß vor allem ihr Streben der arbeitenden Menschheit ein würdiges, „ehrliches Auskommen“ zu bereiten, uns mit Hochachtung vor ihnen erfüllen. Fürwahr die Pfalz kann stolz sein auf diese Namen. Die Ideale, für welche sie gestritten haben, sind heute meist verwirklicht, ja zählen zu den kostbarsten Kleinoden der neuzeitlichen, geistigen und nationalen Fortschritte. Möge die Pfalz nie vergessen, daß es auch Pfälzer waren, welche im edlen Wettstreit mitgerungen haben, dieselben der Nachwelt zu erkämpfen! —



VII. Miscellen.

1. Der sogenannte Klosterberg bei Oberotterbach.

Der fleißige Michael Frey in seiner „Beschreibung des kön. bayer. Rheinkreises“ I, 446 erzählt, daß sowohl der Name: „Clossenberg“ und „Klosterberg“, welchen der schöne mit Kastanien bestandene Berg nordwestlich von Oberotterbach führt, als auch die örtliche Überlieferung darauf hinweise, daß auf ihm einstmals ein Nonnenkloster gewesen sei, „welches später von Mönchen, sogenannten „Weissen Herren“ — wahrscheinlich Wilhelmiten, bewohnt worden sey, denen die Bedienung der Pfarreien Oberotterbach und Dörrenbach obgelegen habe, nebst der dortigen Kapelle Celbronn.“

Diesen hypothetischen und zum guten Teile unrichtigen Nachrichten kann ich im folgenden einige positive beifügen:

1. In Stephan Alexander Würdtwein's „Subsidia Diplomatica ad Selecta Juris Ecclesiastici Germaniae et Historiarum Capita Elucidanda“ Bd. X, 288 (Frankfurt und Leipzig 1777) wird bei der Beschreibung des „Archidiaconatus Spirensis Episcopatus sub episcopo Mathia de Ramung“ (1464—1478) erwähnt: „Pastoria in Otterbach. Caplania Capellae Clofsberg“.

Es bestand also um 1470 neben der Pfarrei Oberotterbach auf dem „Clofsberg“ eine Kapelle mit einer Kaplanei.

2. Am 17. Juni 1490 übergaben die zweibrückischen Herzoge Caspar und Alexander und der Churfürst von der Pfalz diese „Kirche des heiligen Nicolaus bei Otterbach in der Gemeinschaft Gutenberg, genannt zum Clausenberg, den Franziskanern in Weissenburg, um unter gewissen Bedingungen den Gottesdienst daselbst zu versehen.“

3. „Mit dieser Anordnung war aber der Pfarrherr, der Fröh-messer und die Kirchenjuraten in Oberotterbach nicht zufrieden und fühlten sich in ihren Einkünften und Rechten benachtheiligt; daher der Dechant des Landcapitels und der Landschreiber der Gemeinde Gutenberg, Meister Hanns Stalp, mit jenen Ordensbrüdern deshalb 1500 eine neue Übereinkunft trafen (welche?), welche auch der speyerer Bischof bestätigte (1500, 28. April), worauf dann der Kurfürst und Herzog Alexander dieser erneuerten Ordnung ebenfalls ihre Zustimmung erteilten am 12. Okt. 1500.“¹⁾

4. De dato 6. Mai 1602 berichtet der Landschreiber Ruprecht Weidenkopf an Herzog Georg Gustav von Zweibrücken-Veldenz folgendes:

„Els ist . . vor Zeitten gleich ober dem Dorff Oberotterbach an eim gehen Castanienberg eine Clause gestanden, darinnen vff 12 Clausenbrüder gewesen. Solchen Ort nennet man noch den Clausenberg vnnd liegt vff eine halbe Meil wegs vom Kolbronn. Els ist aber vor 50 Jaren (also c. 1552) solche Clause abgebrochen vnnd die Stein zu der Herrn Hof zu OberOtterbach, alß mann denselbigen erstlich gebawen, verbraucht worden, also daß man deß Orts von keiner Walfarth noch Abgötterej zu sagen waifs; so ist der Ortt an sich selbs also rauch, gehe vnnd steinicht, daß mann nit wol daselbst gehen kan, will deß Dantzens geschweigen.“²⁾

Aus der Urkunde vom 17. Juni 1490 geht hervor, daß der Berg den Namen Clausenberg schon geführt hat ehe noch die Franziskaner aus Weissenburg sich auf ihm eine Klausen hatten einrichten dürfen; er war also nicht nach der Klausen benannt, sondern nach dem hl. Nicolaus (= Klaus, mundartlich Clos), dem Patrone der daselbst erbauten Kapelle; und deshalb vielleicht lautet auch die Stelle Clofsenberg.

Die „weißen Herren“ oder Wilhelmiten dürften sich daher erklären, daß die „örtliche Überlieferung“ die „Weissenburger Herren“, d. h. die Franziskaner aus Weissenburg, welche niemals

¹⁾ Nr. 2 und 3 entnehme ich aus Joh. Georg Lehmann's „Vollständiger Geschichte des Herzogthums Zweibrücken“ (München, 1867), S. 213f. und 229f. Das sehr materialreiche Buch entbehrt leider eines Index und gibt für eine Reihe von Urkunden keinen Fundort an.

²⁾ Aus dem Nachlasse des Ministerialrats Heintz, s. v. Oberotterbach, im Kgl. Kreisarchive Speier; Heintz citiert als seine Quelle das Dörrenbacher Pfarrarchiv, Fasz. BI, fol. 13.

weiße Gewänder trugen, der bequemeren Aussprache wegen auf „weiße Herren“ zusammenschliff.

Endlich hatten die Franziskaner keinen Gottesdienst in Oberotterbach und Dörrenbach zu besorgen, sondern, wie aus Nr. 2 und 3 deutlich hervorgeht, nur in der Kapelle auf dem Nicolausberge selbst, welche 50 Jahre später bereits der Einführung des Luthertums zum Opfer fiel.

Dr. J. Mayerhofer.

2. Flugblatt auf die abermalige Einnahme Landaus durch die Deutschen 1704.

Im XIII. Hefte dieser Mitteilungen S. 124—186 habe ich die Medaillen und Gedenkblätter auf die Belagerungen von Frankenthal und Landau im 17. und 18. Jahrhundert, soweit sie mir damals bekannt waren, zusammengestellt. Inzwischen habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, namentlich auf Landau bezügliche, in der obigen Aufzählung teilweise nicht enthaltene Pläne, Ansichten u. s. w. für die Sammlung des historischen Vereines zu erwerben. Dazu gehört auch ein Einblattdruck von 38 cm Höhe und 31 cm Breite mit der Überschrift:

„Courrier von Landau an den Königl. Frantzösis. Hof
„nacher Parifs/ durch den gewesten Commendanten Monsieur
„de Laubanie abgeschickt; Seine Ankunfft und abgelegte
„Post ist in folgenden Versen zu vernehmen. — Pr. Megerle.“

Die 16,5 cm hohe bildliche Darstellung zeigt links ein zweistöckiges Gebäude mit Entresol und daneben einen Garten. Vor der Thür des Hauses stehen 6 mit Lanzen bewaffnete Trabanten einander gegenüber; an den Fenstern des oberen Stockwerkes sind überall neugierige Herren und Damen sichtbar; auf dem Balkon in der Mitte steht König Ludwig XIV. mit den Personen seiner nächsten Umgebung. Von rechts her nähert sich auf einem Esel ein durch Posthorn und Tasche kenntlich gemachter Kurier, der mit der Peitsche das störrige Tier antreibt, welches den Kopf nach dem Reiter umdrehend sein Ihahaha ausstößt. Zur Rechten befindet sich eine Gruppe entlaubter Bäume, auf deren einem eine Eule

sitzt, und hinter welchem ein Mann sich verbirgt, der mit spöttischer Geberde auf den Vorgang hinweist. Im Vordergrund links nehmen 3 Hasen vor dem Geschrei des Esels Reifsaus.

Der Text in 4 Spalten lautet folgendermaßen:

Königlicher Minister am Fenster zu Versailles.

König Ludwig / ich seh reiten /
 Kommt mir für als ein Courier /
 Dort entfernet von der Weiten /
 Reit ein gar seltsames Thier /
 Kurtze Füß und lange Ohren /
 Laufft nicht / ob ers gleich thut sporen /
 Das Post-Horn gibt einen Klang
 Just als wie ein Esel-Gsang.

König Ludwig kommt auch an das Fenster.

Diesen Kerl wir so nicht kennen /
 Glaub nicht / daß er Uns was wöll /
 Er wurd besser blasen / rennen /
 Und verrichten seine Stell ;
 Zwar er thut das Pferd wol peitschen /
 Möcht ein Unglück seyn der Teutschen /
 Landau etwan ist entsetzt /
 Welches unser Gmüth ergötzt.

Minister schauet durch das Perspectiv.

NEin / Ihr Majestät / ich zweiffel /
 Daß es sey ein gute Post /
 Ich glaub und beym hundert Teuffel /
 Ob es nicht Landau gekost /
 Gar zu langsam herzu eilet /
 Keiner hat sich so verweilet /
 Dise Zeitung / Reuter / Pferdt /
 Seynd nicht einen Thaler werth.

König Ludwig.

HALtet innen / ich hör blasen /
 Sehet / er viel stärker reit /
 Dorten auf dem grünen Wasen /
 Habt Gedult / erwart der Zeit /
 Auf der Post in Winters-Tagen /
 Wisst wohl / kan man nicht so jagen /
 Wie im Sommer in dem Staub /
 Ich was Gutes hoff und glaub.

Ein anderer Cavallier.

Ich auch blasen gar starck höre/
 Doch kein Post-Horn sehen kan/
 Ob ich mich nicht selbst bethöre/
 Mir mißfallet diser Thon/
 In Italia/ kan schwören/
 Thät ich solche Music hören/
 Hoher König! kein Verdrufs/
 Glaub/ es schrey ein Asinus.

Ein anderer Monsieur.

Gern will ich die Zeit erleben/
 Was der Ritter Gutes hringt/
 Will mich hin zur Port begeben/
 Sehen/ wie das Pferd herspringt/
 Mans von weitem nicht kan sehen/
 Thut es lauffen/ oder gehen/
 Ob das Post-Horn sey verrost/
 Oder ists die Schnecken-Post.

Endlich kommt der Courier an

die Porte ungeblafsneuer(?)/ das langohrige Post-Rofs aber verhoffte den
 Stall und schrie wie ein altes Post-Horn mehrmalen:

I ha/ I ha/ ha/ ha/ I ha.

Hernach stig der Currier ab/ gieng zum König/ sprechend:

Landau/ Landau ist nun über
 Mit Accord zum dritten mal/
 Es hat ghabt ein starckes Fieber/
 Zehen Wochen Angst und Qual/
 König JOSEPH thät ihms wenden/
 Hats curirt mit eignen Händen/
 Allen Wehtag ihm thät stillen
 Pur mit den Franckfurter-Pillen.

König Ludwig zum Courier

Püger, warum dann so langsam
 Auf der Post/ wer schickt dich her?
 Vor zwey Stunden dich schon wahrnahm/
 Mit dem Perspectiv von fer/
 Und was hast du vor ein Gurren/
 Die so lange Ohren hat/
 Hätt von einer alten H
 Bälde solche Kundschaft ghabt.

Courrier.

DAß ich langsam bin geritten /
 Zeit und Zeitung bringts mit sich /
 Unterthänigst ich thu bitten /
 Nur erbarm dich über mich /
 Hab erfahren / die aufs Schwaben
 Gschwind geritten von Höchstätt /
 Was vor Lohn empfangen haben /
 Wolt / daß der Guggu s'Trinckgeld hätt.
 Wo ich hab das Pferd genommen /
 Wäre zu erzehlen viel /
 Dann ich bin ums meinig kommen
 Bey der Nacht auf einer Mühl; *)
 Da wurd es mir aufgetauschet /
 Und ich nahm es nicht in acht /
 Weil ein wenig ich berauschet /
 Auch es war stockfinstre Nacht /
 Wie es aber Tag ist worn /
 Sah ich gleich die lange Ohrn
 Daß es sey ein wälsches Rofs /
 Mir geschehen diser Pofs;
 Hätt kein Post-Haus unter Wegen /
 Dann ich war schon hier zugegen /
 Und es kunt aufwechseln nit /
 Mußt fortreiten nur im Schritt /
 Also konte ich nicht eilen /
 Hielt mirs selber für ein Spott /
 Bin heut kommen dritthalb Meilen /
 Habs geritten halb zu todt.
 Aber eins muß ich gestehen /
 Daß es habe mein Concept,
 Bald wann es ein Haus gesehen /
 Mich deß Blasens überhebt.

Ludwig.

SAg mir an bey deinem Leben /
 Wann Landau soll über seyn /
 Hats Laubane übergeben /
 Wurds mit Sturm genommen ein /
 Ist die Bsatzung aufgezogen?
 Sag mir alles unverzogen /
 Oder wie laut der Accord /
 Hierauf gib mir bald Antwort.

*) Der Müller hat ihm seinen Esel gesattelt.

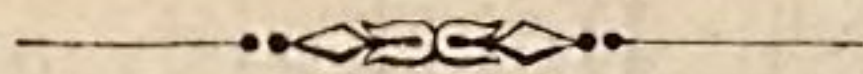
Postillion oder Courier.

LAubanie thät mir befehlen /
 Ich solt eilends nach Parifs /
 Euer Majestät erzehlen /
 Mündlich geben die Avis,
 Wie ihn hab die Noth getrunken /
 König JOSEPH ihn bezwungen /
 Dafs er müste diesen Ort /
 Übergeben mit Accord.
 Vier und zwaintzigst dises eben /
 November sieben hundert vier /
 Hat sich Landau müssen geben /
 Samt dem Gmein / und Officier /
 Guarnison ist aufgezogen /
 Vor dem König Knye gebogen /
 In fünffzehen hundert Mann /
 Bewehrter Hand / fliegenden Fahn /
 Mehrers weifs ich nicht zu sagen /
 Was ich red / ist alles wahr /
 Glaub / es werd in wenig Tagen
 Kommen in Particular.

König Ludwig.

Landau hin / Landau her /
 Landau ist kein Jungfrau mehr.

Dr. W. Harster.



VIII. Jahresbericht.

Im Bestande des Vereinsausschusses sind im letzten Berichtsjahre folgende Änderungen eingetreten: Der frühere II. Vorstand Herr Spaeth ist in Folge Beförderung zum Kgl. Regierungsdirektor und Versetzung nach Regensburg ausgeschieden und wurde an seiner Statt Herr Kgl. Studienrektor Ohlenschlager, bisher I. Sekretär zum II. Vorstande gewählt. Die frei gewordene I. Sekretärstelle wurde dem Kgl. Kreisarchivar Herrn Dr. Mayerhofer übertragen. Die Ämter des Ausschusses sind daher wie folgt zur Zeit verteilt: I. Vorstand Seine Excellenz der Kgl. Regierungspräsident der Pfalz und Staatsrat v. Braun, II. Vorstand der Kgl. Studienrektor Ohlenschlager, Rechner der Kgl. Oberregierungsrat Schwarz, Konservator der Kgl. Gymnasialprofessor Dr. Harster, Bibliothekar der Kgl. Konsistorialrat Dr. Leyser, I. Sekretär der Kgl. Kreisarchivar Dr. Mayerhofer, II. Sekretär der Ratsaccessist und Kgl. Rechnungskommissär Berthold, alle in Speier.

Sitzungen des Ausschusses fanden statt am 21. März und 29. Oktober 1890, 14. Januar, 14. April und 10. Juni l. J. In denselben war stets eine sehr umfangreiche Tagesordnung zu erledigen und kann hier mit Freuden konstatiert werden, daß das Wachstum der Sammlungen des Vereins in allen Abteilungen ein namhaftes war. Eine ganze Anzahl patriotisch gesinnter Pfälzer hat dem Vereine zum Teil sehr wertvolle und höchst seltene geschichtliche Gegenstände als Geschenke überwiesen. Denselben sei hier nochmals für diese warme

Unterstützung der Vereinsbestrebungen herzlichster Dank ausgesprochen! Über die Verhandlungen der einzelnen Sitzungen hat der Ausschuss einer Anzahl pfälzischer Blätter Berichte zugehen lassen und haben letztere von diesen in anerkennenswerter Weise, soweit dem Ausschuss hierüber Kenntnis zukam, Gebrauch gemacht. Die Mitglieder dürften daher über die Neuerwerbungen des Vereins im letzten Jahre unterrichtet sein. Wir nehmen daher für dieses Jahr Umgang von einer besonderen Aufführung der Zugänge, um so mehr, als durch die bevorstehende Einverleibung einiger großmütig dem Kreismuseum überwiesener Privatsammlungen eine Neuordnung der Sammlungen, wenigstens teilweise stattfinden wird, worüber im nächsten (XVI.) Heft der Vereinsmitteilungen eingehend Bericht wird erstattet werden.

Nachdem in den letzten Jahren die Reihe der früher aufgestellten Vereinsmandatare sich erheblich gelichtet hatte, hielt der Ausschuss an der Zeit die Lücken wieder auszufüllen und haben sich die um Übernahme eines Vereinsmandates gebeten Herrn zur Freude des Ausschusses sämtlich hiezubereit erklärt. Es ist somit wiederum für jeden Kanton, sofern in demselben überhaupt Vereinsmitglieder sich befinden, ein Vereinsmandatar bestellt. Zugleich aber hat der Ausschuss geglaubt für Orte, welche als Fundgebiete von Altertümern bedeutsam sind, außerdem noch Spezialmandatare aufstellen zu sollen, insbesondere um den Herrn Kantonalmandataren hierdurch wünschenswerte Erleichterung und Arbeitsteilung zu ermöglichen. Die Namen der nunmehr aufgestellten Vereinsmandatare sind:

I. Für die Kantone und zwar für:

1. Annweiler: Herr Pfarrer Johann Heinrich Piton in Annweiler,
2. Bergzabern: Herr Kgl. Forstmeister Karl Martin in Bergzabern,
3. Blieskastel und Sct. Ingbert: Herr Pfarrer Joseph Candidus in Mimbach,

4. Dahn: Herr Kgl. Rentbeamte Ludwig Foofs in Dahn.
5. Dürkheim: Herr Dr. C. Mehlig, Kgl. Studienlehrer in Dürkheim,
6. Edenkoben: Herr Kgl. Rentbeamte Erhard Stadler in Edenkoben,
7. Frankenthal: Herr Kgl. Bezirksamtmanu Wilhelm Hierthes in Frankenthal,
8. Germersheim: Herr Lehrer August Keiler in Germersheim,
9. Göllheim: Herr Lehrer Karl Heyl in Göllheim,
10. Grünstadt: Herr Kgl. Amtsrichter Karl Eugen Grofs in Grünstadt,
11. Homburg und Waldmohr: Herr Pfarrer Dr. Karl Lederer in Homburg,
12. Kaiserslautern, Otterberg und Winnweiler: Herr Bezirksingenieur O. Göhring in Kaiserslautern,
13. Kandel: Herr Kgl. Forstmeister Friedrich Osterheld in Langenberg,
14. Kirchheimbolanden: Herr Kgl. Subrektor Franz Binder in Kirchheimbolanden,
15. Kusel: Herr Kgl. Bezirksamtmanu Joseph Heydel in Kusel,
16. Landau: Herr Pfarrer und Dekan Theodor Julius Ney in Landau,
17. Landstuhl: Herr Kgl. Oberamtsrichter Andreas Tisch in Landstuhl,
18. Lauterecken und Wolfstein: Herr Lehrer Georg Krämer in Lauterecken,
19. Ludwigshafen a/Rh.: Herr Kgl. Bezirksamtmanu Albert Daniel Conrad in Ludwigshafen a/Rh.,
20. Neustadt a/H.: Herr Kgl. Studienrektor Jakob Müller in Neustadt a/H.,
21. Obermoschel und Rockenhausen: Herr Pfarrer Ferdinand Christ in Obermoschel,
22. Pirmasens und Waldfischbach: Herr Kgl. Bezirksamtmanu Max Alwens in Pirmasens,
23. Zweibrücken und Hornbach: zur Zeit noch unbesetzt.

II. Spezialmandatare für wichtige Fundgebiete und zwar für:

24. Deidesheim und Umgebung: Herr Stadtschreiber Heinrich Seel in Deidesheim,
25. Hafsloch: Herr Lehrer Gottlieb Wentz daselbst,
26. Rheinzabern: Herr Lehrer Johann Lutwitz daselbst,
27. Jockgrim und Umgegend: Herr Falzziegelfabrikant Wilhelm Ludowici in Jockgrim,
28. Kirchheim a/E. und Umgegend: Herr Einnehmer Ludwig Leonhard in Kirchheim a/E.,
29. Klingenmünster und Umgebung: Herr I. Hilfsarzt Dr. Otto Eckhard in Klingenmünster,
30. Kreimbach und Umgegend: Herr Lehrer Karl Drumm in Kreimbach,
31. Lambrecht und Umgebung: Herr Pfarrer Karl Deppisch in Lambrecht,
32. Mutterstadt und Umkreis: Herr Lehrer Heinrich Lützel in Mutterstadt.

Je nach eintretendem Bedürfnis werden weitere Spezialmandatare bestellt werden.

Die Aufgabe der Vereinsmandatare besteht nach § 9 der Satzungen hauptsächlich darin: neuauftauchende Altertümer, vornehmlich Funde dem Vereine zu sichern, sowohl durch möglichst rasche Benachrichtigung des Vereinsausschusses als auch durch Entgegennahme der für die Sammlungen des Vereines wertvollen Gegenstände, seien es Bücher, oder Urkunden, oder Karten, Weistümer, Bildwerke, Gemälde, Drucke, Denksteine, Geräte, Waffen, Münzen, Siegel, mögen diese Gegenstände nun gut erhalten oder beschädigt, ganz oder stückweise zu Tage getreten sein. Ebenso liegt im Geiste der Satzungen, daß die Mandatare Anfragen von Mitgliedern beantworten, sowie letztere für die Bestrebungen des Vereines zu gewinnen und zu interessieren sich bemühen, um hierdurch die Teilnahme und das Wirken für unsere so reiche vaterländische Geschichte zu beleben und zu erweitern. Ein besonderes Verdienst aber werden die Herren Mandatare um den historischen Verein

und um dessen ideale Bestrebungen sich erwerben, wenn sie Bedacht nehmen möchten, die Zahl der Mitglieder stetig zu erhöhen, um die fort und fort durch Tod und Wegzug entstehenden Abgänge zu ersetzen. Für unsere gesegnete Pfalz mit ihren 728000 Einwohnern ist doch eigentlich eine Mitgliederzahl eines ihre herrlichsten Ideale, ihre Vergangenheit und deren Bedeutung, pflegenden Kreisvereines, wie der historische Verein es ist, von noch nicht 600 nicht sonderlich erhebend. Sieht man die Mitgliederlisten durch, so fehlen gerade von den oberen Zehntausend eine ganze Menge. Der Vereinsbeitrag von nur 3 Mark kann wohl kaum die Ursache sein, daß so viele Pfälzer, die ihre pfälzische Heimat sicherlich lieben, gerade dem Vereine fern stehen, der ihre Geschichte zu erschließen bestrebt ist und somit das Andenken beleben will an alles Große, was die Pfalz besitzt und sie bewegt hat. Es bedarf wohl nur geeigneter Anregung, und wir glauben zuversichtlich, daß die Zahl der Vereinsmitglieder jene Höhe erreichen wird, wie sie der Ehre der Pfalz entspricht.

Zum Schluß noch ein Wort zu den Vereinspublikationen. In gegenwärtigem Hefte wie auch in den früheren erscheint die Geschichte der Stadt Speier mehr berücksichtigt als die der übrigen pfälzischen Städte. Eine solche Bevorzugung Speiers ist seitens des Vereinsausschusses durchaus nicht beabsichtigt. Der Grund liegt vielmehr in der Natur der Verhältnisse, wie sie zur Zeit liegen. Aus den pfälzischen Städten und Gauen sind dem Ausschusse nur ganz wenige geschichtliche Abhandlungen, welche in der dargebotenen Form druckreif schienen, eingesendet worden. Jene Ausschufsmitglieder, welchen die Redaktion der Jahreshefte des Vereines obliegt, waren daher genötigt, ihre berufsfreie Zeit möglichst unter Vermeidung von Hindernissen auszunützen, und lag daher nichts näher als die so vorzüglich geordneten, mit anzuerkennendem Entgegenkommen geöffneten reichhaltigen Speierer Archive zu benützen. Wenn auch diese Arbeiten vielfach einen über das Bereich des Lokalen hinausgehenden Charakter besitzen, so will gleichwohl der Ausschufs

die Hoffnung nicht unausgesprochen lassen, es möchten pfälzische Geschichtsfreunde ihn unterstützen und geeignete Arbeiten ihm zur Verfügung stellen. Die Stadtarchive z. B. von Neustadt a/H. und Kaiserslautern bergen sicher manchen Schatz, insbesondere bezüglich der Geschichte der Verfassung dieser Städte und des Handels- und Zunftwesens, sind aber bis jetzt anscheinend nur ungenügend benützt; ebenso bieten die Belagerungen von Frankenthal und Landau, welche ihrer Zeit Aufsehen in ganz Europa machten, sowie die Schlachten bei Pirmasens und Kaiserslautern 1793 und 1794 noch Raum zu mannigfacher Aufhellung. Sehr wünschenswert wäre die Anlage einer Sammlung von gleichzeitigen Einträgen in Kirchen- und Gemeindebüchern aus dem 30jährigen und den verschiedenen Franzosenkriegen. Es ist hier noch ein reiches Feld anzubauen. Hoffentlich bringen die nächsten Jahre in dieser Beziehung willkommene Arbeiten zur Reife!

Endlich seien neueingetretene Mitglieder noch darauf aufmerksam gemacht, daß gegen ein Jahresabonnement von 1 Mark unsere Vereinsmitglieder das zwölfmal erscheinende, im Buchhandel 5 Mark kostende „Korrespondenzblatt“ der von Museumsdirektor Dr. F. Hettner in Trier und Universitätsprofessor Dr. K. Lamprecht in Leipzig redigierten im Verlag von F. Lintz in Trier herausgegebenen „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ portofrei zugesandt erhalten. Es ist dieses in einer Auflage von 4000 Exemplaren erscheinende Blatt zur Zeit Organ von 17 historisch-antiquarischen und anthropologischen Vereinen des südlichen und westlichen Deutschlands, darunter auch des unsrigen, und vorzugsweise geeignet und bestimmt, über alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete historischer und archäologischer Forschung namentlich in unseren Gegenden auf dem Laufenden zu erhalten. Abonnementserklärungen wolle man an eines der Ausschußmitglieder sei es direkt oder durch den betr. Herrn Vereinsmandatar gelangen lassen.

Speier, im Juni 1891.

Berthold, II. Sekretär.

Auszug

aus der Rechnung des historischen Vereines

für das Jahr 1889.

I. Einnahmen.

	<i>M.</i> <i>ſ</i>	<i>M.</i> <i>ſ</i>
1. Beiträge aus 1888	9.—	
2. Beiträge für 1889 von 529 Mitglieder zu 3 <i>M.</i>	1587.10	
3. Beiträge des Kreises für 1889 nach Abzug der Quittungsgebühr	654.—	
4. Beiträge der Stadt Kaiserslautern für 1889 nach Abzug der Quittungsgebühr	19.80	
5. Erlös aus den „Mitteilungen“ . . .	3.—	
6. Correspondenzblatt, Abonnementsgebühr aus 1889	1.—	
zusammen		2273.90

II. Ausgaben.

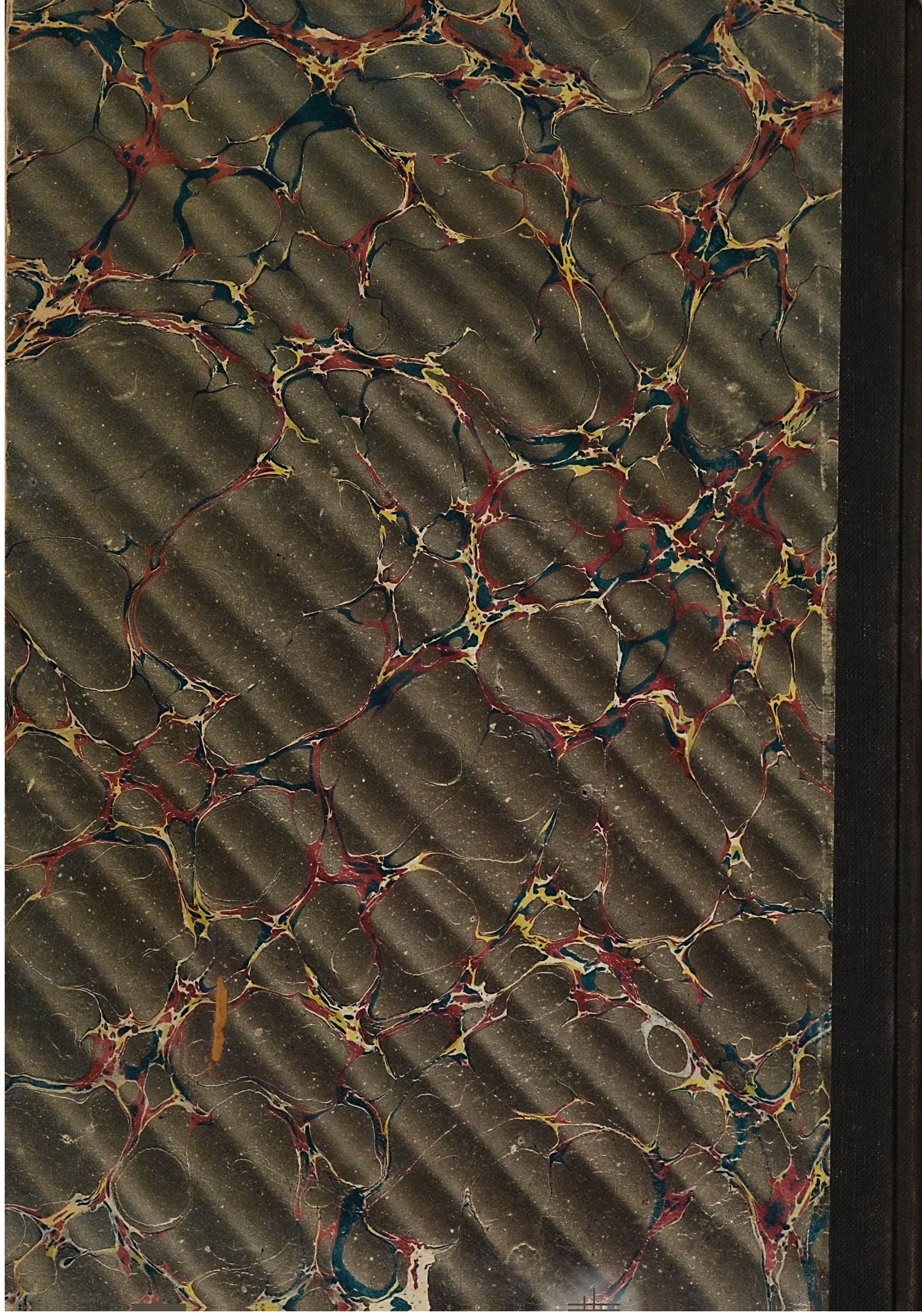
1. Vorschufs des Rechners aus 1888 .	144.86
2. Postporti, Fracht, Botenlöhne, Reise- kosten	113.63
3. Regieausgaben	151.71
4. Gehalt des Vereinsdieners (3 Quartale)	75.—
5. Bibliothek	69.50
6. Sammlungen und Ausgrabungen . .	300.95
7. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift	124.50
8. Beitrag zum Gesamtverein für 1888 und 1889	20.—
9. Buchbinder und Buchdruckerlöhne .	740.73
zusammen	1740.88

demnach Aktivrest auf 1890 übergehend 533.02

Speier, im Juni 1891.

Der Vereinsrechner:
Schwarz.





Berthold, Georg

Biel, Becher, und Weiss, drei pfälzische Volkwirte Sep. Abdr. aus Heft XV
der 'Mitteilungen des histor. Vereines der Pfalz'

(Speier) (1891)

Bavar. 307 rx

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11560071-9